OLZ

XLIV / 9 SEPTEMBER 1941

Beziehungen zwischen dem Staate der Liḥjān und dem Achämenidenreiche.

Von Hubert Grimme.

Unlängst habe ich in der Zeitschrift „Die Welt als Geschichte“ (III, 432—463) den Beweis zu erbringen versucht, daß das uralte Staatswesen der Edomiter im Laufe des 5. Jahrhunderts v. Chr. nicht, wie bisher allgemein von den Historikern angenommen wurde, von den Nabatäern vernichtet worden sei, sondern einem Ansturm des nordarabischen Stammes Liḥjān erlag. Damit hatte ich diesem Stamme oder Volke, von dem uns eine größere Zahl von Inschriften Kunde gibt, die zuerst von J. Euting, dann in größerer Zahl von den Dominikanern Jaussen und Savignac in und bei El-Ölā (= Dedan) aufgefunden sind und um deren Lesung sich D. H. Müller, die genannten Dominikaner und schließlich auch der Schreiber dieses bemüht haben, einen nicht unwichtigen Platz in der Geschichte des vorderen Orients zugewiesen. Nach meinen Ausführungen haben die Liḥjān in der Zeit von ungefähr 450 bis 160 v. Chr. ein Gebiet beherrscht, das ausser dem vom Negeb bis el-Ḥiǵer sich erstreckenden altedomitischen Gelände auch noch das Gebiet des alten Stadtkönigtums Dedan umfaßte. Als Einzelbezirke ihres Staates werden in der leider fragmentarischen Inschrift JS[1]. 53 genannt: ʾ-s-(r)..., Gebal (= Gebalene), Ḥamat (s. Num. 13, 21 und 2. Sam. 8, 9), Z-ʿ-r (= Zōara) und D(-edan). So erstreckte es sich vom mittleren Ḥiǵāz bis an die Südwestgrenze des Achämenidenreiches. Aus Inschrift JS 349 ersieht man, daß die Verwaltung solcher Bezirke in den Händen von Statthaltern (פחת) lag, von denen zwei in Dedan ihren Sitz hatten. Wo die liḥjānischen Könige, von denen die Inschriften 14 mit insgesamt 250 Regierungsjahren nennen, residierten, bleibt ungewiß; sicher dürfte sein, daß Dedan dafür nicht in Betracht kommen kann. Der Schwerpunkt des liḥjānischen Staates wird wohl in einer das Perserreich berührenden Zone zu suchen sein. Damit hatte ich in Verbindung gebracht, daß in den liḥjānischen Inschriften die Statthalter den Titel פחה (פחת?)[2] und die Oberpriester den Titel אפכל[1] trugen, Bezeichnungen, die aus Altbabylonien stammen und von den Persern als Lehnwörter übernommen wurden. Sollte sich aber die kulturelle Beeinflussung des Staates Lihjān durch die Perser nur auf die Übernahme von Beamtentiteln beschränkt haben? Darauf geben die lihjānischen Inschriften uns keine Antwort. Statt ihrer treten aber lihjānische Kunstdenkmäler auf, was bisher noch unbeachtet blieb, und lassen eine weiter reichende Beeinflussung als sicher erscheinen.

In Betracht kommen dabei vor allem 4 Männerstatuen großen Formats, die von Jaussen und Savignac in der Oase el-Ölā aufgefunden sind[2]. Sie stammen aus einem jetzt in Trümmern liegenden linjānischen Tempel. Nach den Spuren, die von dessen Umfassungsmauern noch erkennbar sind, hatte er ungefähr die Gestalt der ältesten moslimischen Moscheen, die aus einem ummauerten Hofe mit einem Brunnen in seiner Mitte bestanden; denn außer Resten von Umfassungsmauern hat sich auch noch eine monumentale Brunnenanlage innerhalb derselben erhalten. Als Schmuck der Mauern dienten besonders menschliche Standbilder, die auf Sockeln standen; von solchen Sockeln sind an der Innenseite der Nordmauer noch verschiedene an ihrer alten Stelle erhalten. Zwei von ihnen tragen lihjānische Inschriften, deren längste (JS 82) folgendes besagt:

„Ḥajju (.....) haben diese Bildsäule gestiftet, welche gelobt hatte dem (Gotte) ʿ-g-l-n ihrem Vater Ḫaraḥ-ḏu-Gābat. So erfrische er sie und ihre Nachkommen und helfe ihnen! Jahr fünfunddreißig, 35, unter der Regierung des „Verteidigers (?)“ (מנעי) Laudān, Sohnes des Hani'aus, Königs von Liḥjān. Salmah, Sohn des....., der Bildhauer, und Ḫaraḥ, Sohn des ..., der Schreiber (Kanzler?) — Euge!“

Von den Bildsäulen der Nordmauer ist nur ein Torso, bestehend aus Rumpf und Ober-

1) JS = Jaussen-Savignac, Mission archéologique en Arabie, II.

2) Vgl. JS, liḥjān Inschr. 349.

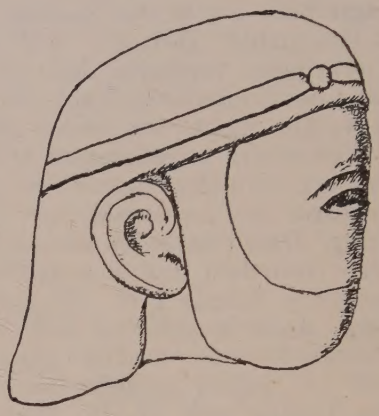
1) Vgl. JS, liḥjān. Inschr. 55, 1; 492f; 88, 3 und 277, 3. Zu der letzten dieser Inschriften ist zu bemerken, daß ihre ersten beiden Zeilen altdedanischen Ursprungs sind, die letzte aber, in welcher der Titel אפכל vorkommt, nach der Schrift zu schließen, in liḥjānischer Zeit hinzugefügt ist.

2) Lichtbilder dieser Statuen finden sich in Jaussen-Savignac, Mission archéol. Atlas, Taf. XXVIII—XXXII.

schenkeln eines Mannes (JS. Statue C) übriggeblieben. Dagegen liegen in den Trümmern der Südmauer zwei überlebensgroße Männerstatuen von wesentlich besserer Erhaltung. Einer derselben (JS. Statue A, s. JS. Tafel XXVIII, XXIX und XXX) fehlen nur die Unterschenkel samt den Füßen, der rechte Arm und der linke Unterarm. Ihr Kopf weist Beschädigungen in der unteren Gesichtshälfte auf. Von der anderen (JS. Statue B, s. JS. Tafel XXX und XXXI) ist der armlose Rumpf vom Halse bis zu den Knieen gut erhalten. Zu diesen am Orte ihrer Aufstellung verbliebenen Bildsäulen gesellt sich noch ein aus der unteren Hälfte eines Mannskörpers bestehender Torso im Museum von Damaskus, den JS. wohl mit Recht als aus den Ruinen des liḥjānischen Tempels von Dedan stammend genommen haben.

Diese vier Statuen weisen in ihrer Form soviel Gleichartiges auf, daß man ihre Entstehung in ungefähr die gleiche Zeit setzen darf. Ihre Entdecker haben sie im Textbande ihrer „Mission archéologique en Arabie" II S. 58ff. einer eingehenden Beschreibung unterzogen, ohne aber über das Wichtigste, ihren Kunststil, sich klar geworden zu sein. Mir scheint es nun sicher, daß sie unter dem Einfluß der achämenidischen Kunst entstanden sind, und ich finde die Beweise dafür besonders in der Tracht der dargestellten Personen.

Diese entfernt sich, wie schon ein kurzer Blick zeigen kann, weit von derjenigen der Nordaraber alter wie neuer Zeit. Sie besteht zunächst aus einem vom Halse bis zu den Knien reichenden Leibrock mit langen Ärmeln. Um diesen ist in der Hüftgegend eine doppelte Kordel geschlungen, welche bei Statue A mit einem längeren Ende, bei Statue B mit einer Schleife auf den linken Oberschenkel herabfällt. Die Annahme von JS., daß der Oberkörper der dargestellten Personen unbekleidet sei und ihre Bekleidung sich auf einen von den Hüften bis zu den Knien reichenden Schurz beschränke, in dem sie etwas dem Lendenschurz ägyptischer Männerstatuen Ähnliches sehen, muß als irrig bezeichnet werden. Vielmehr ist der ganze Rumpf bekleidet; aber der Stoff schmiegt sich so eng an den Körper an, daß in der Brustgegend etwas von dessen Muskulatur sichtbar ist. Das ist eine Kleidung, wie sie zwar bei einigen südarabischen Männerstatuen vorkommt (vgl. Tafel XI von P. Jaussen's „Inscriptions himyarites" in „Revue Biblique" 1932), aber für Südarabien keineswegs typisch ist; denn viel häufiger finden wir bei südarabischen Statuen als Gewand ein vom Halse bis zu den Füßen reichendes Faltenkleid (vgl. z. B. Tafel X, Fig. 1 des erwähnten Aufsatzes). Noch weniger läßt sich die Tracht der liḥjānischen Statuen als nordarabisch bezeichnen; denn diese war nach Herodot (7, 69) zur Zeit der Achämeniden die ξειρά, d. i. ein weites, auf die Füße reichendes und in der Mitte gegürtetes Oberkleid. Wohin nun die Tracht der liḥjānischen Statuen weist, das läßt vor allem die Kopftracht von Statue A. erkennen.



Diese besteht aus einer Haube von weichem Stoff, die sich eng an die Kopfform anschließt und hinten einen längeren Nackenschutz zeigt. Die Haube ist am Kopfe durch ein breites Band oberhalb der Stirne befestigt, das über der Stirnmitte etwas wie einen Knoten oder eine Schleife zeigt und über den Nackenschutz in zwei Enden abfällt. An die Haube setzt sich eine Schläfen, Backen und Unterkiefer umhüllende Stoffbinde an. Wenn nun eine solche Verbindung von Haube und Gesichtsbinde etwas durchaus Unarabisches ist, so kennen wir sie jedoch als typische Kopftracht persischer Hofbeamter und Krieger[1]. Vergleicht man sie mit derjenigen, welche beispielsweise Reliefdarstellungen von Palastdienern aus der Dariuszeit sowie eine Münze des Satrapen Tissaphernes aus dem 5. Jh. zeigen, so ergeben sich aus diesen nur unwesentliche Abweichungen von der Kopftracht der liḥjānischen Statuen. So hat die liḥjānische Haube, aber auch die eines ein Lamm tragenden achämenidischen Dieners, nicht ganz die Höhe und den schwanzartigen Zipfel der Haube des einen Weinschlauch tragenden achämenidischen Dieners; ferner bedeckt in den persischen Darstellungen die Gesichtsbinde auch noch die Ohren, während

1) Auch in der griechischen Kunst tritt sie als Kennzeichen für persische Hofbeamte und Krieger auf, so z. B. in dem Mosaik der Alexanderschlacht, wo man sieht, daß sie von gelber Farbe war, auf Reliefbildern des „Alexandersarges", auf der Darius-Vase von Neapel u. ö.

die liḥjānische Binde diese frei läßt. Bemerkenswert ist sodann, daß auf der erwähnten Satrapenmünze das Stirnband einen ähnlichen Verschluß zeigt wie das der liḥjānischen Statue A. Alles dieses berechtigt zur Annahme, daß wir in der Kopftracht der liḥjānischen Statue A die persische τιάρα (auch κυρβασία genannt) zu erkennen haben, und zwar diejenige von persischen Hofbeamten und Kriegern, von welcher sich die Tiara der Großkönige (von den Griechen ὀρθὴ τιάρα genannt) durch eine den Kopf hoch überragende faltige Erhöhung unterschied[1].

Nachdem sich die liḥjānische Kopfbedeckung uns als die persische Tiara ergeben hat, findet man auch in dem lihjānischen Leibrocke leicht das Gewand der persischen Hofbeamten wieder, zumal bei diesem auch der schmale Hüftgürtel mit seinem auf den linken Oberschenkel herabfallenden Ende nicht fehlt. Schließlich sei noch auf den Reif am Armgelenke der liḥjānischen Statue hingewiesen, der für ihre Tracht nicht ohne Bedeutung gewesen sein dürfte; denn er gehörte auch zur Tracht der persischen Könige und verschiedener Hofbeamter, bei denen er allerdings am Handgelenk erscheint[2].

Auf den Lichtbildern von Statue A, B, C ist leider nicht zu ersehen, ob die dargestellten Personen bewaffnet waren; sehr wahrscheinlich aber trägt der Torso von Statue D eine Waffe in Form eines am rechten Oberschenkel getragenen Dolches. Dieses müßte man unbedingt für persisch halten, da es nach Herodot (7, 61) und vielen persischen Krieger- und Beamtenbildern eine persische Eigentümlichkeit war, einen kurzen Dolch an der rechten Seite zu tragen.

Welche Folgerungen lassen sich nun aus der als persisch erkannten Tracht der liḥjānischen Statuen ziehen? Zunächst diejenige, daß die uns in ihnen entgegentretenden Personen nicht als liḥjānische Könige anzusehen sind, sondern als höhere Beamte, vermutlich Statthalter, die — wie schon gesagt — den persischen Titel פחה oder פחה trugen gleich den persischen Satrapen des vorderen Orients. Als Satrapen kennzeichnet sie wohl auch das mit einer Schleife oder einem Knoten gezierte Haubenband, das, nach der Tissaphernesmünze zu schließen, wohl ein Abzeichen der Satrapenwürde war. Waren nun die Statuen des Tempels von Dedan nicht solche von Königen, so kann dieser Tempel auch nicht das Zentralheiligtum des liḥjānischen Staates gewesen sein und Dedan nicht als politisches Zentrum von Liḥjān angesehen werden. Dieses wird vielmehr im Norden zu suchen sein, also in einer dem Einflusse persischer Kunst ausgesetzten Zone. Vermutlich wird eine sorgfältige Untersuchung der Trümmer des liḥjānischen Tempels außer weiteren Statuen noch andere Beweisstücke für das Eindringen persischer Kunstformen nach Liḥjān ans Licht bringen. Das ist um so eher zu erwarten, als in el-Ölā (s. JS. Tafel XIX) zwei Relieffragmente gefunden sind, von denen das eine eine prozessionsweise angeordnete Reihe von Steinböcken, das andere eine solche von Straußen zeigt. Eine solche Anordnung zeigen nun auch manche achämenidischen Reliefdarstellungen, z. B. ein Löwenfries an einem der Königsgräber von Persepolis und Reihen von Personen, die den Thron eines Großkönigs tragen[1], sowie solche von Kriegern auf Reliefdarstellungen von Persepolis[1].

Aber aus der Übernahme des persischen Kunststiles von seiten der Liḥjān sind noch andere Folgerungen für den Staat Liḥjān zu ziehen. Das Reich des Darius und Xerxes umfaßte auch eine „arabische" Satrapie. Das besagt die Bisutun-Inschrift des Darius und die von Herodot (7, 69) bezeugte Teilnahme „arabischer" Truppen am Feldzuge des Xerxes gegen Griechenland. Wenn Herodot an anderer Stelle (3, 88) die „Araber" nicht als κατήκοοι ἐπὶ δουλοσύνῃ der Perser bezeichnet, sondern als deren ξεῖνοι, die statt zu einer jährlichen Geldabgabe zu einer Abgabe von tausend Talenten Weihrauch verpflichtet gewesen wären, so werden sie immerhin ein Glied des achämenidischen Staatskörpers gebildet haben. Unter den von Darius „Araber" genannten Untertanen sind dann wohl die Edomiter zu verstehen, durch deren Gebiet die Straße ging, auf der der südarabische Weihrauch nach den Mittelmeerländern transportiert wurde. Bewohner der syrisch-arabischen Wüste hätten keine Abgabe von Weihrauch, sondern höchstens eine solche von Herdenvieh leisten können. Nach der Vernichtung des Staates von Edom durch die Liḥjān wird dieser Staat vermutlich in dasselbe Verhältnis zum Achämenidenreiche eingetreten sein, wie es bei seinem edomitischen Vorgänger bestand, also politisch vom Achämenidenreiche abhängig geworden sein. Dann

1) Aus Arrian 3, 25, 3, wo von dem zum Großkönige sich aufwerfenden Satrapen Bessos erzählt wird, ist zu entnehmen, daß die Aufsetzung der „aufrechten Tiara" ein Zeichen der Übernahme der königlichen Würde war. Dasselbe ergibt sich aus Xenophons Anabasis 2, 5, 23.

2) Vgl. Sarre, Die Kunst der alten Perser, Tafel 28, 35, 42, sowie das Bild des Perserkönigs auf der „Alexanderschlacht".

1) Vgl. Sarre, Die Kunst der alten Perser, Tafel 33.

wird der Staat auch wohl nach persischer Weise in Verwaltungsbezirke eingeteilt geworden sein, an deren Spitze kleine Satrapen standen, deren persische Tracht sie als zur persischen Beamtenschaft gehörig kennzeichnete. Mit den den Titel אפכל tragenden Oberpriestern wird wohl das gleiche der Fall gewesen sein.

Für die Abhängigkeit des liḥjānischen Staates von Persien um die Mitte des 5. Jh. v. Chr., also bald nach seiner Entstehung, kann auch ein Bericht des Buches Nehemias als Beweis dienen. Dieser handelt von Feindseligkeiten, die von ammonitischer, moabitischer und „arabischer" Seite gegen die Person des vom Großkönige zum Satrapen (פחה) von Judäa eingesetzten Nehemias sowie gegen dessen Vorhaben, Jerusalem mit neuen Mauern zu umgeben, gerichtet waren. An der Spitze der dabei beteiligten „Araber" stand ein Mann namens Gašmu (bzw. Gäšäm). Sein Name bietet ziemliche Gewähr dafür, daß er ein Liḥjānit war; denn in liḥjānischen Inschriften tritt uns sowohl ein König wie auch ein Statthalter gleichen Namens entgegen. Wenn nun der Gašmu des Nehemias-Buches es wagte, gegen einen erklärten Günstling des persischen Königs, wie Nehemias es war, und gegen den von der persischen Regierung genehmigten Mauerbau von Jerusalem zu intrigieren, wenn er ferner (vgl. Neh. 6, 6) seinen Mitverschworenen einflüsterte, Nehemias plane sich zum Könige von Judäa aufzuwerfen, was sicher zu den Ohren des Großkönigs kommen werde, so war das ein Vorgehen, das sich kein Nichtperser hätte erlauben dürfen, ohne seine Person und sein Land in die Gefahr eines ernstlichen Konfliktes mit Persien zu bringen. Einer solchen Gefahr konnte er aber entgehen, wenn er selbst persischer Beamter war und hinter sich Leute desselben Ranges, wie den Ammoniter Sanballat und den Moabiter Tobijja, als Gesinnungsgenossen wußte. Dadurch gedeckt wird er geglaubt haben, schon etwas wagen zu dürfen, was einem Nichtperser jedenfalls als schwere Verschuldung angerechnet worden wäre.

Welche Stellung der Staat Liḥjān später zum Reiche Alexanders und der Diadochen eingenommen hat, läßt sich z. Z. nicht ermitteln. Wenn sich aber im 2. Jh. v. Chr. über den Resten des liḥjānischen Staates ein durchaus selbständiges nabatäisches Staatswesen erheben konnte, dann liegt die Vermutung nahe, es sei den Liḥjānen gelungen, nach dem Sturze des Perserreiches oder vielleicht auch erst später sich von ihren nördlichen Nachbarn unabhängig zu machen.

Besprechungen.

Allgemeines.

Demircioğlu, Dr. Halil: **Der Gott auf dem Stier, Geschichte eines religiösen Bildtypus.** Berlin: Junker & Dünnhaupt 1939. (XIV, 151 S., IV Taf., 1 Kte.) gr. 8° = Neue deutsche Forschungen. Abt. Alte Geschichte, hrsg. von P. Strack, Bd. 6. RM 7 —. Bespr. von E. A. Voretzsch, Berlin.

In seiner Arbeit, die als Dissertation der Berliner Universität vorgelegt worden ist, untersucht der Verf. unter Verwertung von über 200 Darstellungen des Gottes auf einem Stier Geschichte und Formen dieses religiösen Symboles. Der Bildtypus des mit der Axt in der einen Hand, mit dem Blitzbündel in der anderen, auf einem schreitenden Stier stehenden „Juppiter Dolichenus", der in dem weiten Römischen Reiche bekannt ist, führt auf Grund seiner Merkmale (Kopftypus, Streitaxt und Name) eindeutig nach der Stadt Doliche im südostanatolischen Berglande. Die in Anatolien alten und weitverbreiteten Kulte bestätigen die Vermutung, daß hinter diesem Zeus-Juppiter ein alter Lokalgott steckt, der nur griechische bzw. römische Gestalt annahm. Verf. beginnt seine Untersuchung mit einem Einblick in die älteste Bildtypik überhaupt und analysiert an Hand vieler Beispiele Formen und Entwicklung von den ältesten Darstellungen im mesopotamischen Tieflande an. Ansätze zu dem Bildgedanken des Gottes auf einem Tier waren schon am Beginn des dritten Jahrtausends in Susa gefunden. Fast gleichzeitig erscheint die Gestalt des Gottes auf dem Stier zuerst am Südrande des nördlichen Berglandes, in Djebelet-el-Beida, während sie im Tieflande bis zur Zeit der Hammurabi-Dynastie fremd bleibt. In der Geschichte der Darstellungen des Motivs in Ostanatolien, — und zwar im ausgehenden dritten und beginnenden zweiten Jahrtausend (auf den kappadokischen Siegeln), ferner in den ostanatolischen Kulturen des zweiten Jahrtausends (auf den sog. nordsyrischen Siegeln, im anatolisch-hethitischen Kreis, im Grenzgebiet Malatya und im hurritisch-mitannischen Kreis), ferner in Mesopotamien in der kassitischen und neuassyrischen Zeit, und in der Spätzeit und Diaspora, — verfolgt der Verf. den Gedanken der Kontinuität, zeigt die Verbreitung in den einzelnen Kreisen und erklärt die individuellen Formumbildungen bzw. Parallelen in den Typen durch kulturelle und völkische Voraussetzungen. So lassen sich u. v. a. durch solche gemeinsame Götterbilder Beziehungen zwischen Djebelet-el-Beida, Nordsyrien und Kappadokien nachweisen, so wird in dem monumentalen Bild des hethitischen Wettergottes das Weiterleben der Vorstellung und des

Bildgedankens des alten Gottes mit Blitz und Stier aus dem ostanatolischen Berglande bestätigt. Motivgeschichtlich bedeutsam ist das Bild des Wettergottes in Şimşek Kayası, da hier der Gott zum ersten Male auf einem Wagen fährt, der von seinem Attribut-Tier gezogen wird. Außerdem ist hier der Stier zum ersten Male galoppierend dargestellt. Das von Humann und Puchstein entdeckte Stelenbild aus Maraş (1. Jh. v. Chr.) bildet das Verbindungsglied in der Kette der Zeugnisse für die Formen und Wandlungen des Bildtypus vom Wettergott innerhalb der orientalischen Welt zu den verschiedenen Bildmotiven der Spätzeit und Diaspora und zum „Juppiter Dolichenus", für welche nun die mächtige Wirkung des ostanatolischen Gedankengutes gedeutet ist.

Eine Karte des Verbreitungsgebietes des Bildtypus und zwei Listen der Denkmäler mit Darstellungen des Gottes auf dem Stier aus dem Westen (38 Stück) und der Weihinschriften für „Juppiter Dolichenus" (173 Stück) bereichern diesen für die orientalische und römische Archäologie und Geschichte beitragsvollen Band, den der Verf. seinem Lehrer, Wilhelm Weber, gewidmet hat.

Hrkal, Prof. Eduard: **Historische Grammatik der etruskischen Sprache.** Mit einem Kommentar zum Texte der Agramer Mumienbinde. Wien: Bernina-Verlags-Ges. 1939. (72 S.) kl. 8°. RM 2 —. Angezeigt von W. Brandenstein, Graz.

Hrkal geht von der Ansicht aus, daß das Etruskische — wenigstens der Grundlage nach — eine turanische Sprache sei. Obwohl ich mehrfach den Beweis zu erbringen versucht habe, daß das Etruskische morphologisch (dem Typus nach), d. h. deskriptiv, große Ähnlichkeit mit den Türksprachen aufweist, habe ich doch ausdrücklich betont, daß von einer historischen Sprachverwandtschaft vorläufig noch nicht gesprochen werden kann. Immerhin ist klar, daß ich durchaus geneigt wäre, den Versuch einer genetischen Verknüpfung wohlwollend nachzuprüfen. Leider muß ich feststellen, daß der Beweis keineswegs geglückt ist. Der Hauptmangel der Arbeit Hrkals besteht darin, daß er weitgehend nach der Klingklangmethode arbeitet. Indes wird seit Jahrzehnten von allen Einsichtigen immer wieder klargestellt, daß ohne genaueste Feststellung der Bedeutung jede Etymologie ein Loch hat Ein Beispiel. Hrkal behauptet, daß etr. *hinth-* „unten" bedeute. Aber auf dem Wandgemälde in der Tomba dell'Oreo (CIE 5367) sind die *hinthial Teriasals* (des Teiresias) abgebildet; sie sind wohl die in Götter verwandelten menschlichen Seelen (Servius zu Äneas III 168: *animales*)! So geht es einem auf Schritt und Tritt; jeder der vielen, vielleicht recht brauchbaren Einfälle Hrkals müßte erst nachgeprüft werden, da meistens alle Beweise fehlen.

Rohr, Dr. Christine von: **Neue Quellen zur zweiten Indienfahrt Vasco da Gamas.** Mit einem Vorwort von Prof. Dr. E. Oberhummer und mit Beiträgen von Prof. Dr. A. Herrmann. Leipzig: K. F. Koehler 1939. (VIII, 107 S., 5 Tafeln, 2 Karten.) 8° = Quellen und Forschungen zur Geschichte der Geographie und Völkerkunde. Bd. 3. RM 8 —; geb. 10 —. Bespr. von H. Plischke, Göttingen.

Über die zweite Ostindienfahrt, die Vasco da Gama 1502—03 durchführte, liegen nur wenige Quellen vor, die wichtigste und eingehendste von Thomé Lopes, dessen Bericht Ramusio in italienischer Übersetzung 1563 in seiner berühmten Reiseberichtssammlung bot. Das portugiesiche Original ist verloren. Von den für diese Fahrt wichtigsten Abschnitten dieses Berichtes gibt Christine von Rohr eine deutsche Übertragung. Bei einigen Abschnitten werden nur die Überschriften geboten. Weit bedeutsamer ist jedoch, daß in der Wiener Staatsbibliothek zwei bisher unbekannte Originalberichte über die zweite Ostindienfahrt Vasco da Gamas aufgefunden werden konnten, die nun in diesem Bande veröffentlicht sind. Die Verf. beider Originalquellen sind unbekannt. Der eine ist Portugiese. Sein Bericht wird im Originaltext und in freier, lesbarer, deutscher Übersetzung gegeben. Der zweite, nun veröffentlichte neue Originalbericht, stammt von einem Deutschen, der wohl aus kaufmännischen Interessen an der zweiten Vasco da Gama-Fahrt teilnahm. Bedauerlich ist, daß gerade dieser deutsche Bericht, der im Wortlaut getreu abgedruckt wird, nur unvollständig erhalten ist.

Diese drei Berichte sind entdeckungsgeschichtlich und völkerkundlich wertvoll. Sie werden durch gute, zuverlässige Anmerkungen erläutert. In einem Schlußteil gibt A. Herrmann wissenschaftliche Auswertungen zu diesen Berichten, darunter besonders über den einst bedeutsamen arabischen Hafen Sofala, südlich der Sambesimündung, der auf dieser zweiten Vasco da Gama-Fahrt besucht wurde, über das im Hinterland befindliche Goldgebiet und die dort gefundenen Ruinen, wo schon in der Portugiesenzeit, später im 19. Jahrh., seit Karl Mauch, wiederholt das Goldland Ophir vermutet wurde.

Der Band liefert neue wichtige Quellenmaterialien über die portugiesischen Entdeckungstaten und Ostindienfahrten und zugleich den Beleg dafür, daß schon vor Balthasar

Sprenger und Hans Mayr, die 1505/6 mit Francisco d'Almeida als Vertreter süddeutscher Kaufherren nach Indien gingen, ein Deutscher, wohl auch zur Verfolgung händlerischer Ziele, im Jahre 1502 den Weg um Afrika nach dem indischen Osten nahm.

Davies, R. Trevor: Spaniens Goldene Zeit 1501—1621. Übers. von Johannes F. Klein. München: R. Oldenbourg 1939. (VII, 319 S., 4 Taf.) 8°. RM 7.50. Bespr. von H. Wätjen, Münster i. W.

Ein nützliches Buch. Es gibt in gedrängter Kürze einen Überblick über Spaniens Entwicklung im Zeitalter Karls V., Philipps II. und Philipps III. Im Mittelpunkt der Darstellung steht die Epoche Philipps II. Die innen- und außenpolitischen Wandlungen, die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse finden in D.s Werk gleichmäßige Berücksichtigung. Man ist überrascht, wie stark Wirtschaftsnotwendigkeiten die Politik der spanischen Herrscher beeinflußt haben. Daß durch den Staatsbankerott von 1575 die Heerführung von Don Juan d'Austria in den Niederlanden verhängnisvoll gehemmt wurde, und Wilhelm von Oranien dadurch freie Hand bekam, wird vom Autor überzeugend nachgewiesen. Sehr interessant sind seine Ausführungen über Umfang und Bedeutung der peruanischen und mexikanischen Edelmetallexporte. D. stützt sich dabei auf die in Deutschland wenig bekannten Untersuchungen des amerikanischen Wirtschaftshistorikers Earl I. Hamilton. Die Silbermengen erreichten am Ende des 16. Jahrhs. ihren Höhepunkt, fielen dann langsam und nach 1630 rapide ab.

Der Verf. hat seine Arbeit klar disponiert, in ruhiger, leidenschaftsloser Sprache geschrieben und den Stoff kritisch gesichtet. Energisch räumt er mit Vorurteilen und festeingewurzelten Meinungen über Philipps II. Herrschaft auf und reinigt das Bild des Königs von entstellenden Flecken. Mit wenigen Strichen zeichnet er die führenden Persönlichkeiten. Charakteristisch dafür ist der Abschnitt „Philipp II. als Mensch und Staatsmann". Im Schlußteil, der die Ursachen des Niedergangs und das kulturelle Leben Spaniens in der Gesamtepoche behandelt, ist das bemerkenswerteste Kapitel: das religiöse Problem als Schlüssel zum Verständnis des „golden century of Spain".

Das gut übersetzte, vom Verlag würdig ausgestattete Buch des englischen Historikers sei Interessenten aufs wärmste empfohlen.

Ägyptologie.

Ebbell, B.: Die Alt-Ägyptische Chirurgie. Die chirurgischen Abschnitte der Papyrus E. Smith und Papyrus Ebers übers. und mit Erläut. versehen. Oslo: J. Dybwad in Komm. 1939. (92 S.) gr. 8°. = Skrifter utgitt av det Norske Videnskaps-Akademi i Oslo. II. Histor.-Filos. Klasse 1939. No. 2. Kr. 5.50. Bespr. von Gg. B. Gruber, Göttingen.

Für den ärztlich und historisch interessierten Fachmann ist die Nebeneinanderstellung der chirurgischen Anweisungen der beiden Papyri Smith und Ebers in deutscher Sprache eine höchst bemerkenswerte Gabe. Sie zeigt uns an einem kleinen Ausschnitt des chirurgischen Gesamtgebietes, was man im 16. Jahrhundert vor Christus wundärztlich zu erkennen und an Hilfe zu leisten versuchte. Im Fall des Smithschen Papyrus ist nicht die eigentliche Kunst der Encheirese, nicht eine Lehre von der Möglichkeit, Tragweite und Begrenztheit des kunstgerechten Eingriffs, sondern wie Ebbell ausdrücklich betont, ein Abschnitt der sog. Wundarznei-Kunst dargestellt, und zwar in Form eines knappen Lehrbuchs; es muß in diesem Papyrus ein handlicher Regelweiser ersehen werden; vielleicht ist er die Kopie eines medizinischen Textes, dem dann zur leichteren Unterrichtung werdender Wundärzte von einem späteren Benützer näher ausdeutende „Glossen", d. h. jeweils eine Art von Kommentar angehängt worden sind. Ebbell nennt diese Glossen als sehr wertvolle Beigabe zum wesentlichen Text; denn sie erklären Wörter und Wendungen, die wohl auch damals — genau so wie es mit der heutigen Fachnomenklatur ist — dem noch nicht eingeweihten Leser fremd sein mußten; manche Glossen geben geradezu Definitionen verschiedener pathologischer Termini wieder. Diese ganze kanonartige Behandlung wundchirurgischer Einzelheiten ist geordnet in Hinsicht der Feststellung des Schadens, der Anweisung, was ärztlich zu tun sei, und der Voraussicht dessen, ob mit Erfolg eine ärztliche Hilfe anwendbar erscheint. In Überschriften werden absatzweise die einzelnen Übel und der Ort ihres Sitzes genannt; dadurch daß in der näheren Ausführung ihre Zeichen (Symptome) angeführt werden, war es dem Übersetzer auch bei philologischer Schwierigkeit der Überschrift-Deutung doch in weitem Maß möglich, den Sinn der Diagnose zu erschließen. Hier mag ferner oft eine gewisse Weitläufigkeit des Schreibers dieser Wundarznei, d. h. die Absicht, ja klar und deutlich darzustellen, dem Übersetzer einen großen Dienst geleistet haben. Dem Therapeuten liegt viel daran, zu erfahren, wie der ägyptische Arzt jener Zeit an so schwere Wunden, wie z. B. offene Brüche des

Schädels und Hirns oder Verrenkungen der Wirbelsäule heranging, wie er die Wundheilung zu beeinflussen suchte. Wir hören da von Einrichtungen, Geradstellungen, Umschlägen mit tierischen Mitteln, etwa mit frischem Fleisch, mit Fett, oder mit pflanzlichen Stoffen. Öl, der Saft der Sykomore, Honig, Wachs dienten als Wundbalsam und Salben. Mit einem pflanzlichen Samenhaar, mit Leinenstreifen, vielleicht auch mit heftpflasterähnlicher, zusammenziehender, sozusagen klammernder Art des Verbandmaterials und der Verbandanlage wurde gerechnet. Ob auch Nähte (Suturen) gelegt worden sind, erscheint unsicher, unbeweisbar; jedenfalls ist im Ebersschen Papyrus, der die operative Entfernung von Geschwülsten und die Anfrischung der Wundfläche einer teilweise abgehauenen oder abgerissenen Ohrmuschel beschreibt, von Vernähung der Wundränder keine Rede, wohl aber von klammernder oder durch zurrende Verbandanlage bedingter Anpressung oder Zusammenhaltung der Teile, die verwachsen sollten. Der Papyrus Smith, der gewiß nicht einfach zu übersetzen und auszudeuten war, da vielfach der beschädigte oder zu Verlust gegangene Text erschlossen und neu hergestellt werden mußte, und da für eine ganze Anzahl von Worten die Sinndeutung nicht klar zutage lag, sondern aus Betrachtung des breiteren Zusammenhangs entnommen werden mußte, könnte, soweit er vorliegt, auch als eine Art spezieller chirurgischer Anweisung bei Schädel-, Wirbelsäulen-, Hals und Thoraxverletzungen genannt werden, — und zwar leichterer und sehr schwerer Wundschäden. Es ist zu vermuten, weil gelegentlich auf solche Literatur in einer oder der anderen Glosse verwiesen wird, daß auch Bücher allgemeiner Art, etwa eine generelle chirurgische Anweisung für Wundbehandlung überhaupt existierten. Erstaunlich ist die gute Beobachtung und Symptombeschreibung einzelner Vorkommnisse, z. B. wenn im Gefolge einer Läsion der Hirnschale durch Knochenbruch mit Blutung aus Nase und Ohren ein in steigender Schwere sich entwickelnder Starrkrampf mit den Zeichen der Muskelkrämpfe, des Trismus (Zähneknirschen) und des Opisthotonus (Nackenstarre) geschildert wird, oder wenn im Gefolge eines subkutanen Zertrümmerungsbruches des Schädelgehäuses von Lähmungen der Augenmuskeln und der Arme die Rede ist; solche Lähmungserscheinungen wurden bewußt unterschieden von epileptischen Äußerungen. — Daß neben ganz kritischen Behandlungsvorschriften gelegentlich eine wohl aus äußerlicher entfernter Formähnlichkeit herangezogene sog. Signatur-Behandlung stattfand, etwa einer Wundbeule über dem gebrochenen Stirnbein durch die pulverisierte Masse eines beulenähnlichen Straußeneis beizukommen versucht wurde, oder daß man gar zu Zauberformeln die ärztliche Zuflucht nahm, das muß uns nicht verwundern; geschah es doch in einer Zeit, die noch unendlich wenig tiefere Einsicht in das physiologische Wesen der zu behandelnden Schäden haben konnte, ganz abgesehen davon, daß drei Jahrtausend später auch noch mancher Aberglaube und manche dämonologische Vorstellung über diesen und jenen Punkt der Krankheitsgenese den einen und anderen Kopf bewegten.

Ebbell hat im zweiten Teil seiner Schrift dem Abschnitt des Papyrus Ebers Raum gewährt, soweit er chirurgischen Dingen gewidmet ist. So kommen hier noch verschiedene Formen der Anschwellung (subkutane Geschwülste, gestielte Hautgeschwülste, Hernien, Ascites, Hydrocele, Atherome, Abszesse, Aneurysmen, Varizen, Hämatome, verschiedene Lepraformen und parasitäre Knoten) zur Schilderung. Das sind dann schon Angelegenheiten, die ins Feld der großen Chirurgie führen. Ebbell vereinigte beide Textwerke nicht nur, weil ihm daran lag, eine Übersicht über diese frühesten wissenschaftlichen Zeugnisse einer chirurgischen Medizin zu geben, sondern weil die Erfassung jedes dieser Papyri das Verständnis des anderen zu fördern geeignet ist; dies erscheint nach den einleitenden Erklärungen philologisch bedeutsam zu sein; es gilt aber ganz gewiß auch für den ärztlichen Inhalt. Man muß dem nordischen Forscher für seine Mühe dankbar sein, daß er, mit dem kritischen Gefühl des Arztes begabt, gerade durch Neuübersetzung dieser Papyri nicht nur das Bild ärztlicher Bildung im Ägypten des 16. vorchristlichen Jahrhunderts klarer malte, sondern wohl auch durch seine vom ärztlichen Wissen herkommenden Erläuterungen und Erklärungen der Ägyptologie einen Dienst erwies.

Bobrovsky, Paul: **Collection of Antiquities.** Purchased in Syria and Egypt. With collaboration of V. Vikentiev. Paris: P. Geuthner [o. J.]. (XV, 19 S., 3 farb. und 6 schwarze Taf.) 4°. Fr. 30 —. Bespr. von G. Roeder, Hildesheim.

Ein für die Beziehungen zwischen Syrien und Ägypten interessierter Liebhaber in Beirut hat in beiden Ländern Altertümer gekauft (22 + 19 Stück), von denen ein Teil seiner Tendenz dient, und der russische Ägyptologe an der Universität Kairo hat ihm bei der Veröffentlichung geholfen. Alle Stücke haben ägyptischen Stil, einige mögen in Syrien gearbeitet sein. Eine Anzahl von Statuetten, Uschebtis und Amuletten sind ohne weitere

Bedeutung; bei einigen Stücken reicht Photo und Wiedergabe nicht zu einer kritischen Beurteilung aus. Das Hauptstück, in Antiochia gekauft, ist eine Kalksteinfigur (H. 13,5 cm) eines schreitenden Nilpferds wie Toëris, mit menschlichen Armen und dem Kopf des Harpokrates mit dem rechten Schläfenzopf, einen Schrein mit Osiris vor sich haltend. Vikentiev sieht die merkwürdige Gruppe an als "not only a religious, but also a political and cultural symbol, or even a political satire" (S. 18). So weit braucht man m. E. die einzelnen Züge nicht auszudeuten, und ich würde nicht hinausgehen über eine mythologische Verbindung von Harpokrates mit Toëris, die gemeinsam die Leiche des Osiris schützen. Eine solche Vorstellung kann man sich in einem spätzeitlichen Kreise theologischer Spekulation entstanden denken, etwa in Memphis, auf das die Handhaltung des Osiris weist. Wenn das Stück wirklich in Syrien gearbeitet worden ist (man müßte dazu das Material untersuchen), so kommt es doch aus der Hand eines mit der ägyptischen Technik vertrauten Handwerkers, der nach einer ägyptischen Zeichnung gemeißelt hat.

Keilschriftforschung.

Galpin, Francis W.: The Music of the Sumerians and their immediate Successors the Babylonians and Assyrians. Described and illustrated from original sources. Cambridge: University Press 1937. (XV, 110 S., 12 Taf., 1 Notenbeilage.) 4°. 6 sh. Bespr. von Giuseppe Furlani, Firenze.

F. W. Galpin bemüht sich in der vorliegenden Arbeit, die hier verspätet zur Besprechung kommt, um eine möglichst genaue Darstellung dessen, was wir von der Musik der Sumerer und ihrer Nachfolger, der Babylonier und Assyrer, wissen. Die Arbeit umspannt den langen Zeitraum von den frühgeschichtlichen Perioden bis zu den letzten Jahrhunderten vor Christus. Das Ausgangsmaterial ist einmal archäologisch. Für dessen chronologische Ordnung, soweit es der babylonischen Frühzeit angehört, folgt G. den Aufstellungen H. Frankforts. Das Textmaterial, die hauptsächlichste Quelle für den Musikforscher, hat G. großenteils selbständig ausgewertet. Dabei hat er sich der Beratung durch C. G. Gadd und S. Smith erfreut.

G. behandelt zunächst in einzelnen Kapiteln die Schlaginstrumente (S. 1—12), die Blasinstrumente (S. 13—25) und die besaiteten Instrumente (S. 26—37). Daran schließen sich solche über die Tonleiter und das Notensystem (S. 38—50), die Bewertung der Musik im alten Babylonien und das 'nationale Element' in der Musik (S. 70—83). Zuletzt gibt er (S. 99—104) eine eigene Komposition, die Noten zu einem sumerischen Text über die Erschaffung des Menschen darstellen soll (dazu unten Sp. 353). Abschließend ist ein Index und ein Glossar gegeben. Wichtig sind noch die Abbildungen und die beigegebenen 12 Tafeln, in denen Musikinstrumente, Kunstwerke mit Abbildungen von Musikinstrumenten in Lichtbild oder Zeichnung wiedergegeben sind.

Um eine kurze Übersicht über das Werk G.'s zu geben, ist es am besten, mit dem letzten Kapitel zu beginnen, das den Titel 'The racial element in music' trägt. Darunter versteht G. die Zusammenhänge zwischen den Musikinstrumenten der einzelnen Völkerschaften des alten Orients, die Entstehung dieses oder jenes Instruments bei dem einen oder anderen Volk und seine Ausbreitung bei den einzelnen Völkern. Dabei zeigt sich G. als Vertreter der Monogenese der Eigenformen der Instrumente. So kommt er zur Annahme oft sehr weitreichender Wanderungen: Die Leier, dies überall verbreitete Instrument, verbindet nach ihm das alte Babylonien mit den westlich gelegenen Gegenden, während die bogenförmige Harfe den ähnlichen Instrumenten im Osten und Nordosten von Sumer eng verbunden ist (S. 70). Die sanduhrförmige Trommel führt sogar noch weiter nach Osten, bis nach China, wo sie als vom Westen kommend gilt. Da außerdem die Leier in ihrer ältesten Form ein 'semitisches' Instrument, als solches auch von den Ägyptern anerkannt, sein soll, müßte sie nach Ägypten ebenso wie zu den Sumerern durch Vermittlung semitischer Stämme Nordarabiens und der östlichen Mittelmeerküste gelangt sein (S. 70). Auch die Harfe kam nach G. von den Sumerern nach Ägypten. Im Anschluß an dieses Instrument widmet G. einige Seiten der schwierigen Frage nach der Herkunft der Sumerer, in denen er Einwanderer in Babylonien sieht. Mit Hilfe der geographischen Verbreitung der Musikinstrumente versucht er die Richtigkeit einer der bisher vorgetragenen Meinungen über die Herkunft dieses Volkes zu prüfen. Er stellt fest, daß von den drei wichtigsten Instrumenten, Harfe, Trommel und Flöte, die beiden ersten typisch asiatisch sind, und daß auch die Flöte im selben Asien äußerst weite Verbreitung erreicht hat. Die langhalsige Laute kommt erst im 2. Jahrtausend nach Babylonien — die Harfe war dagegen schon in der Ǧemdet Naṣr-Periode bekannt — und soll im Gefolge des Einbruchs hethitischer und amurritischer (?) Stämme von Westen eingedrungen sein oder aber von der kulturellen Tätigkeit der Mitanni abhängen, da dieser Instrumententyp in Verbindung zum arischen Indien stehen soll. Die verschiedenen Formen der *pipes* beginnen in Ba-

bylonien in der 'protodynastischen' Zeit; sie sind nach G. aus Ägypten eingeführt, da sie im Niltal seit frühester Zeit bekannt waren. Die Klapper, das Sistrum, wäre dagegen semitischer Herkunft. Das Horn hat als Ursprungsland die asiatischen Länder östlich des Zweistromlandes (S. 76). Dorther sollen es die Sumerer gebracht haben, die es in ihren magischen Riten verwandten. Die 'protodynastische' Periode, die der Zeit der Dynastie von Agade vorangeht, erlebte nach G. die volle Blüte der sumerischen Kultur und daher auch ihrer Musik, die dann neben vielen anderen Kundgebungen ihres Geistes von den Akkadern und den übrigen bedeutenden Völkern Westasiens und Afrikas aufgenommen wurde. Danach läßt sich folgern, daß wichtige Instrumente der abendländischen Kultur letztlich von den Sumerern ihren Ausgang nehmen. Vorläufig ist allerdings vielfach schwer zu entscheiden, ob und wie weit die Behauptungen G.'s über die Zusammenhänge und die orientalische Herkunft der Musikinstrumente den Tatsachen entsprechen.

Für die Forschung ist der Abschnitt am wichtigsten, in dem die einzelnen Instrumente, ihre Namen, die Formen, Herkunft und Verbreitung behandelt werden. Aus Raumgründen kann darauf an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Ref. beabsichtigt jedoch eine Anzahl von Instrumenten genauer zu behandeln, wie er das schon für balag = *balaggu*, liliz = *lilissu* getan hat [Aegyptus VIII (1927), 275—286, und Atti della R. Accad. delle Scienze di Torino LXII (1927)]. Nicht vermeiden läßt sich jedoch ein Hinweis darauf, daß in vielem durch genaueres Verständnis der sumerisch-akkadischen Literatur wesentlich sicherere Ergebnisse zu erzielen sind.

Auf sehr schlüpfrigem Gebiete bewegt sich G. in den Kapiteln über die Tonleiter und die Notenschreibung in der babylonischen Musik, obwohl G. Versuche mit exakten Nachbildungen von Musikinstrumenten, die in den Ausgrabungen in Ur gefunden worden sind, angestellt hat. Der Ausgangspunkt für seine Ansicht über die Notenschreibung, die Randglossen zu dem sumerischen Text von der „Erschaffung des Menschen" in KAR I 4, ist dafür gänzlich unverwertbar, da die Glossen, wie B. Landsberger, Beiband zum Archiv für Orientforschung II, 170—178, gezeigt hat, ein altes Geheimalphabet enthalten, das mit Musik nichts zu tun hat.

Sehr inhaltsreich ist das fünfte Kapitel, das der Stellung gewidmet ist, die die Musik im Leben der Babylonier innehatte. Sie war von höchster Wichtigkeit für den Kult, aber auch im nichtkultischen Leben spielte sie eine wichtige Rolle. So waren z. B. die Hirten in ihr bewandert, wie man aus einigen bildlichen Darstellungen ersehen kann. Aber auch die Gelage der Fürsten und Herren wurden von Sängern und Spielleuten erheitert. Der Autor führt auch alle Gelegenheiten an, bei denen Musikinstrumente in den Tempeln gespielt wurden. Da er sich dabei stark an die Ausführungen S. Langdons hält, wird manches nachzuprüfen sein. Einige Seiten widmet G. der Deutung der Reliefs, in denen Tierorchester wiedergegeben sind. Was die Idee des Tierorchesters anbelangt, so unterscheidet er mehrere Phasen in der Geschichte dieser Kunstwerke, deren letzte diejenige der Satyrn gewesen sein soll. Hierbei muß hervorgehoben werden, daß er die Meinung derjenigen Gelehrten nicht teilt, die in den Tierorchestern stets Masken oder religiöse Riten sehen wollen, daß er aber in einigen Fällen zugibt, daß man es mit Menschen zu tun hat, die Tierfelle tragen. Er beruft sich dabei hauptsächlich auf das Taf. V 4 abgebildete sumerische Relief und behauptet, daß der Mann links mit der Harfe eine Vogelmaske auf dem Kopfe trägt. Das ist jedoch offensichtlich unrichtig, da auf frühen sumerischen Bildwerken fast jedes menschliche Haupt einem Vogelkopf ähnlich sieht. Nach meiner Meinung stellen die sogenannten Tierorchester wirklich Tiere dar.

Der Verf. kennt ohne Zweifel den von ihm behandelten Stoff sehr gut, vor allem die Form der Instrumente und ihre Beziehungen zu gleichen oder ähnlichen anderer orientalischer Völker. Auch die Zusammenhänge, die er zwischen den alten sumerisch-akkadischen Namen und denjenigen der entsprechenden orientalischen, auch modernen, Instrumente feststellt, müssen in vielen Fällen gebilligt werden, obwohl sie manchmal in Erstaunen setzen. Vom philologischen Standpunkt werden jedoch viele Behauptungen G.'s ebenso wie die Identifizierung einiger Instrumente nachgeprüft werden müssen.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Crowfoot, J. W., and Grace M. **Crowfoot: Early Ivories from Samaria.** With a Note by E. L. Sukenik. London: Palestine Exploration Fund 1938. (XV, 62 S., XXVI Taf. mit zahlr. Abb.) 4° = Samaria-Sebaste. Reports of the Work of the joint Expedition in 1931—1933 and of the British Expedition in 1935. No. 2. £ 1 —. Bespr. von Carl Watzinger, Tübingen.

Als Eröffnung der Berichte über die neuen Ausgrabungen in Samaria, die 1931—33 von 5 gelehrten Anstalten, der Harvard University,

der Hebräischen Universität in Jerusalem, dem Palestine Exploration Fund, der Britischen Akademie und der Britischen Schule in Jerusalem, unternommen und 1935 von den 3 letztgenannten weitergeführt wurden, erscheint hier zuerst Nr. 2, die Veröffentlichung der kostbaren Elfenbeinfunde aus dem Elfenbeinhaus des Ahab (I. Kön. 22, 39) durch den Leiter der Grabung und seine Frau. Von den Fundstücken werden 197 ganze und fragmentierte Elfenbeine auf 24 Lichtdrucktafeln und einer farbigen Tafel in vortrefflicher Wiedergabe vorgelegt und von einer genauen Beschreibung und erschöpfenden Behandlung der Probleme begleitet, die sich an diese Funde und die nächstverwandten von Arslan Tasch und Nimrud knüpfen. Die Bedeutung des Fundes liegt in seiner sicheren Datierung in das 9. Jh. v. Chr., die sich aus der Fundschicht ergibt und durch die Übereinstimmung mit den in dieselbe Zeit datierten Elfenbeinen von Arslan Tasch und durch die Form der als Versatzmarken dienenden phönikischen Buchstaben auf den Rückseiten der Platten bestätigt wird. Der Hauptfundort der Elfenbeine lag etwa in der Mitte der Nordseite des Palastbezirks in und unter einer Aschenschicht; sie waren zum Teil in aufgelöste Lehmziegel gebettet, untermischt mit Funden, die bis in die hellenistische Zeit herabgehen; die tiefer liegenden weißen Stücke waren durch Wasser zermürbt, die höher liegenden vom Feuer gehärtet und schwarz gefärbt. Einige wenige zerstreute Platten kamen auch an anderen Stellen des Palastbezirks zutage. Der Raum, in dem sie einst verwendet waren, wird in der Nähe des Hauptfundortes gelegen haben.

Gegenüber den technisch einheitlichen Elfenbeinen von Arslan Tasch und selbst gegenüber dem reicheren Fund von Nimrud zeigt der neue Fund eine viel größere technische Mannigfaltigkeit: neben wenigen rundplastischen Stücken stehen Reliefplatten mit geschlossenem oder durchbrochenem Grund, die zum Teil noch durch Einlagen aus Lapis Lazuli, aus blauem, grünem und rotem Glasfluß und aus dunkler Paste bereichert sind. Die sorgfältig gebohrten Vertiefungen für die Einlagen sind mit dünnem Goldblech ausgelegt, also in Cloisonné-Technik. Eine besondere Gruppe, die Samaria eigentümlich ist, besteht aus Täfelchen, bei denen die gesamte figürliche Darstellung in anderem Material eingelegt war (Taf. 14, 15). Für die einstige Verwendung der Elfenbeine ist wenig Anhalt vorhanden. Rundplastische, hockende Löwen mit Zapfenlöchern auf dem Rücken können von den Seitenlehnen eines Thrones ähnlich dem des Salomo stammen; auf die Füllungen am Sitz und an der Rückenlehne lassen sich auch Reliefs in symmetrischer Wiederholung verteilen. Auch andere Hausgeräte wie Stühle, Tische, Truhen und Toilettekästen werden solchen Elfenbeinschmuck getragen haben. Dazu paßt die Herrichtung der Rückseiten der Platten, die gerauht oder mit Stiftlöchern versehen sind oder oben und unten Zapfen besitzen. Bei der geringen Größe der Täfelchen ist es unwahrscheinlich, daß sie als Wandschmuck gedient haben, für den sonst die gleichen Motive wie hier überliefert sind. Der Stil zeigt die für das phönikische Handwerk typische Mischung ägyptischer Motive mit einheimischen, asiatischen Elementen, wobei bald der ägyptische, bald der syrische Einschlag überwiegt. Die Unterschiede in Technik und Stil geben jedoch keine Möglichkeit, die Elfenbeine auf verschiedene Werkstätten zu verteilen, wie ich es Denkmäler Palästinas I, 112 ff versucht habe; überall liegt vielmehr die gleiche Handwerkstradition zugrunde. Wie die Verf. im einzelnen zeigen, stehen die ägyptischen Motive Darstellungen aus der 22. Dynastie, der Zeit der Scheschonk und Osorkon, am nächsten. Von assyrischem Einfluß ist noch keine Spur vorhanden.

Der Inhalt der Bilder ist sowohl religiöser wie rein dekorativer Art. Zur letzteren gehören die Lotosknospen- und Blütenbänder, die Reihen von Palmen, die Palmettenbäume, Flechtbänder, Rosettenstreifen, Rauten- und Schachbrettmuster und die protoionischen Kapitelle. Für die religiösen Gegenstände werden ägyptische Vorlagen verwendet: der auf der Blüte sitzende Horus, Osiris, Isis, Nephthys und Hah, schützende Flügelgestalten, Sphingen verschiedener Art; die Auswahl wird sich aus einer phönikischen mythologischen Interpretation erklären. In den Tiergruppen, Löwen mit Stieren, Sphingen, Greifen und Damhirschen, ist dagegen die asiatische Überlieferung deutlich zu spüren. Ihr gehören auch eine Reihe figürlicher Bilder an, wie die Plättchen mit der Göttin im Fenster oder das durchbrochene Relief Taf. 11 mit einer sitzenden, von Dienern umgebenen Gottheit, das die Herausgeber (ob mit Recht?) für jünger halten. Für die Frage der Herkunft des Samariafundes ist es nicht ohne Bedeutung, daß unter den Elfenbeinen sich unvollendete Reliefs und noch unbearbeitete Elfenbeinstücke befinden. Das läßt doch wohl auf Ausführung an Ort und Stelle und dann durch phönikische Wanderkünstler schließen, die am Hofe des Ahab ihre Werkstatt aufgeschlagen hatten und im Auftrag des Königs und der Königin tätig waren. Als ihre Heimat

Tyrus anzunehmen, liegt nahe. Wo aber die Vorläufer dieses blühenden Kunsthandwerks zu suchen sind, das sich seit dem Ausgang des 2. Jahrtausends hier entwickelt hat, das wird sich vielleicht sagen lassen, wenn erst der noch großartigere Elfenbeinfund von Megiddo aus einer Schicht des 13. Jh.s von seinem Entdecker uns in einer ebenso schönen Veröffentlichung vorgelegt sein wird.

Bonkamp, Prof. Dr. Bernh.: **Die Bibel im Lichte der Keilschriftforschung.** Recklinghausen: G. W. Visarius 1939. (IV u. 583 S.) gr. 8°. RM 16.60. Bespr. von Fr. Stummer, Breslau.

Das Buch stellt sich gleich auf den ersten Blick als das Ergebnis eines ausdauernden Fleißes dar. Man kann dem Idealismus des Verf., der ferne von großen Bibliotheken und sicher auch abgeschieden von der lebendigen Berührung mit Fachgenossen die weitschichtige Literatur zu meistern gesucht hat, aufrichtige Bewunderung nicht versagen, und man muß ihm weiter zugestehen, daß ihm das im wesentlichen auch gelungen ist. Es wird so vor dem Leser eine Fülle von Stoff ausgebreitet. Dabei wird — auch das sei lobend erwähnt — das Wort „Keilschriftforschung" nicht nur im landläufigen Sinn auf die Texte in sumerisch-akkadischer Silben- und Ideogrammschrift beschränkt, sondern auch die Funde von Ugarit sind bereits berücksichtigt. Trotzdem muß gesagt werden, daß der Titel dem Inhalt nicht recht entspricht; er müßte eigentlich heißen: „Die historischen Bücher des Alten Testaments im Lichte der Keilschriftforschung." Denn die poetischen und prophetischen Bücher werden doch nur sehr nebenbei erwähnt, obwohl doch auch sie, in das Licht der Keilschriftforschung gestellt, manche Fragen stellen, die man gerne behandelt sähe. Man würde dafür mit Vergnügen auf manche Ausführung verzichten, die zu langatmig geraten ist. Es muß ja leider auch gesagt werden, daß der Reichtum des Inhalts öfter auf Kosten der Übersichtlichkeit und leichten Lesbarkeit geht, was der Verf. selber zu fühlen scheint (vgl. S. 551).

Was Einzelheiten anlangt, so finden sich neben guten oder doch diskutablen Beobachtungen (vgl. S. 100, wo Aššur Gen 2, 14 auf die Stadt dieses Namens bezogen wird) selbstverständlich auch eine Reihe von Stellen, wo der Exeget oder der Assyriologe anderer Meinung sein wird. Das ist bei einem derartigen Werk weiter nicht zu verwundern, und ins einzelne zu gehen würde hier zu weit führen. Bedenklicher aber ist, daß der Wagemut des Verfassers bei seinen Hypothesen öfter die Grenzen des methodisch Erlaubten überschreitet. Wenn man z. B. S. 51 als Ergebnis einer längeren Ausführung die These liest, daß sowohl das phönikische Alphabet wie auch das keilschriftliche von Ugarit auf den aus den Amarnabriefen bekannten Aziru als Erfinder zurückgehe, so heißt das doch mehr wissen wollen, als uns nach der Lage der Dinge zu erkennen möglich ist. Ebenso wird S. 321 der Gedankengang, der schließlich den Abdiḫiba von Jerusalem zu einem Sohn des Jos. 10, 1. 3 genannten Adonişedeḳ macht, den Fachmann nicht bewegen, dieser Hypothese Wahrscheinlichkeit zuzuerkennen; der Laie mag zunächst davon geblendet werden. Hier hätte es sich empfohlen, einfach eine Darstellung des gegenwärtigen Standes der Frage zu geben und auf gewagte Harmonisierungsversuche zu verzichten, wie der Verf. anderwärts selber tut, wenn er uns S. 531f. darlegt, daß in Daniel Nebukadnezzar und Nabunaid und in Tobit Salmanassar und Sargon in eine einzige Gestalt zusammengeflossen sind. So wäre es auch besser gewesen, das chronologische Verhältnis von Amarnazeit und israelitischer Landnahme einfach offenzulassen.

Semitistik, Islamistik.

Hitti, Philip K., **Faris**, Nahib Amin, u. Butrus **'Abd-Al-Malik: Descriptive Catalogue of the Garret Collection of Arabic Manuscripts in the Princeton University Library.** Princeton: Princeton Univ. Press 1938; London: Oxford Univ. Press. (XII, 668, XXIII, ٥٦ S.) 4° = Princeton Oriental Texts. Vol. V. $ 15 — oder 67 s. 6 d. Bespr. von C. Brockelmann, Halle/S.

Der Munifizenz ihres Trustees, R. Garrett, Baltimore, verdankt die Universitätsbibliothek von Princeton den Besitz einer wertvollen Sammlung arabischer Hdss. Ihren Grundstock bildet die Bibliothek des Medinischen Gelehrten Amīn b. Ḥ. al-Ḫulwānī, die er 1883 auf der Amsterdamer Kolonialausstellung zum Verkauf stellte. Sie wurde zum größten Teil für die Firma E. J. Brill, die sie erworben hatte, von M. Th. Houtsma 1886 und in erweiterter Form 1889 beschrieben. Auf Landbergs Empfehlung schenkte Garrett diese erste Sammlung der Universität Princeton i. J. 1900. 1904 erwarb er von Brill auch den Rest der Bibliothek, soweit sie nicht inzwischen von Leiden und Berlin übernommen war; diese zweite Sammlung beschrieb Littmann 1904. 420 wertvolle Hds. konnte Garrett 1925 von Murād Bei Bārūdī erwerben, die wichtigsten Stücke hatte Iskender Ma'lūf in der RAAD V, 1925, 32/4, 133/6, 187/90 kurz beschrieben. Dazu kamen dann noch einige kleinere Erwerbungen aus neuester Zeit. Jetzt erhalten wir eine

ausführliche Beschreibung des gesamten Bestandes.

Der Wert der Sammlung, die der Wissenschaft ja zum größten Teil längst vertraut ist, beruht vorzugsweise darauf, daß sie den Schulbetrieb der arabischen Wissenschaften im MA und der Neuzeit gut übersehen läßt. Durch besonderes Alter zeichnen sich die Hdss. 867, 2154, 1482 und 1075 aus, doch bieten die ersten drei literarisch kein besonderes Interesse. 867 a. d. J. 485/1092 ist ein Ex. von a. Isḥāq aš-Šīrāzīs Dialektik *Maʿūnat al-mubtadiʾīn*, 2154 a. d. J. 590/1194 bietet zwei Abhh. über Parfums von a. Bekr M. b. al-Ḥ. b. Ibr. al-Ḥāzin (st. nach 421/1030) und von Yūḥannā b. Māsawaih; 1482 enthält einen Auszug aus al-Ġazzālīs *Iḥyāʾ* von seinem Bruder. Sehr wertvoll ist dagegen 1075, eine Sammlung von 10 kleinen Schriften des Ḥunain b. Isḥāq a. d. J. 572/1176.

Die Hds. sind in sachlicher Ordnung beschrieben. Die besonders in der Sammlung Houtsma zahlreichen Maǧmūʿas werden nicht gleichmäßig behandelt. Teils wird ihr Inhalt, was ja auch am meisten zu empfehlen, auf die einzelnen Sachgebiete verteilt, zumeist sind sie am Schluß zusammengefaßt, was zahllose Rückverweise notwendig macht. Es fällt auf, daß ein paar aus den früheren Beschreibungen bekannte Hdss. hier fehlen, so nach 261 = Princ. 45 das zweite Ex. von az-Zanǧānīs Auszug aus dem *Ṣiḥāḥ* bei Houtsma² 284, nach 444 das dritte Ex. von al-Mīlānīs Cmt. zum *Muġnī* bei Littm. 67, nach 821 das zweite Ex. von al-Aḥḍarīs *Šarḥ as-Sullam al-muraunaq* bei Littm. 127; leider vermißt man eine Konkordanz der früheren Nummern mit der neuen Ordnung, die über den Verbleib dieser Hdss. vielleicht Auskunft gegeben hätte. Die neue Ordnung ist übrigens nicht ganz konsequent durchgeführt. So gehört 575, al-Mīlīs Widerlegung von al-Būlāqīs Schrift gegen die Juden nicht unter Rhetorik, 727, M. b. Q. al-Amāsīs Auszug aus Zamaḫšarīs *Rabīʿ al-abrār* nicht unter Folklore, während das Grundwerk 202 richtiger unter Belles-Lettres gestellt ist. 765 al-Kisāʾīs *K. Badʾ al-ḫalq* ist nur wegen des falschen Titels *ʿAǧāʾib al-maḫlūqāt* unter die Kosmographien geraten, statt hinter desselben *Qiṣas al-anbiyāʾ* 728. 561 A. Ef. al-Ḥalabīs Glosse zu Isfarāʾinīs Cmt. zu Samarqandīs *R. al-istiʿārāt* hätte hinter Qul A.s Cmt. 902/4 gehört. A. al. Fašnīs beide Cmtt. zu Schriften über die schönen Namen Gottes 1308 und 1974 sind, der eine unter Commentary, der andere unter Prayers unzweckmäßig getrennt. Die drei Hdss. von at-Taftazānīs *Talwīḥ* 1642/3 und 1722 sind unter Uṣūl und Hanafite voneinander getrennt; die beiden Hdss. von ʿAbdalwahhāb al-Ġamrīs Cmt. zu b. al-Wardīs *Naṣīḥat al-iḫwān* erscheinen 82 unter Poetry, 1810 unter Shafiite.

Da die früheren Beschreibungen der Hdss. dem Katalog schon aufs beste vorgearbeitet hatten, muß sich dieser darauf beschränken, den Zustand der Hdss. im einzelnen darzulegen. Die Verweise auf Hdss. in andern Sammlungen sind recht unvollständig und willkürlich, ebenso wie die Auswahl der etwa genannten Drucke. Bei dem Verfassernamen wird allzu oft der Name des Vaters übersprungen, obwohl dieser für die Identifikation meist wichtiger ist als der eines früheren Ahns, wenn es sich nicht um eine Šuhra handelt. Mancherlei Entstellungen müssen sich die türkischen Namen gefallen lassen. Die Krim erscheint in 552 als Quraym, der berühmte Ṭāšköprizāde in 572 als Tashkubri Zadah, H. Qara Depeli in 573 als Dapah-Li, ein Nigdewi in 773 als Nakdawi, der Bäkkerssohn Etmekǧīzāde in 791 als Itmakji Zadah, Söilemzāde in 1015 als Suwaylim-Zadah, Kaikäldi in 1438 als Kīkaldī.

Zu literarischen Einzelheiten von gewissem Interesse seien noch ein paar kurze Bemerkungen gestattet. Bei den Hdss. von a. Tammāms Dīwān 16/8 hätte die vorliegende Rezension festgestellt werden sollen. In 90 beruht die Angabe Amplification (*takhmīs*) of the pentastich poem of abu al-Abbas al-Baṣīr auf einem Mißverständnis der richtigen Bestimmung bei Houtsma ²58. In 127 wird a. Bekr al-ʿAraudakīs Tod noch mit Ahlwardt in das Jahr 1120/1708 gesetzt, obwohl schon Houtsma² 59 darauf aufmerksam machte, daß dies Datum mit dem der Hds. 888/1483 unvereinbar ist. Bei 141 (l. al-Ānisī) fehlt die wichtige Angabe, daß es sich um einen Yemenier handelt. 178 ist nicht ein Auszug aus dem *ʿIqd al-farīd* des b. ʿAbdrabbih, sondern wie Houtsma 84 angibt, aus dem des M. b. Ṭalḥa al-Qoraši. Daß das *K. Mufīd al-ʿulūm wamubīd al-humūm* 181, das ständig gegen die Šīʿa polemisiert, nicht von dem Šīʿiten a. Bekr al-Ḫwārizmī geschrieben sein kann, hat ja schon Goldziher, Isl. III, 219 n3 gezeigt. Daß die Nachahmung von Zamaḫšarīs *Aṭwāq aḏ-ḏahab*, die *Aṭbāq aḏ-ḏahab*, 204, nicht von b. al-Ǧauzī, sondern von Šufrawaih verfaßt ist, hat schon Houtsma² 137 gesehen. No. 226 bestimmte Houtsma 156 mit ḤḪ als ein dem Emir A. b. Šāhīn gewidmetes Werk des hier nur als Schreiber bezeichneten M. b. M. al-Ḥusainī; wenn die Hds. Beweise dafür bietet, daß der Emir der wirkliche Verf. ist, so hätten sie mitgeteilt werden sollen. Für al-Khāzī in 241 bietet Gotha 1244a richtig al-Ḫāzinī. Ein Ex. des Adabbuches (242) des yemenischen Nassāba a. ʾl-Ḥ. al-Aš'arī, dessen Tod von einigen 500, von andern 600 angesetzt wird, findet sich unter etwas abweichendem Titel noch Escur.² 1702, l. Az-Zubaidīs, von I. Guidi herausgegebenes *k. al-Istidrāk*, No. 245, kann man nicht als „abridgement" von Sībawaihis *Kitāb* bezeichnen. Bei den b. al-Qaṭṭāʿ zugeschriebenen *Abniyat al-afʿāl*, 253, hätte die Diskussion über den Autor des Buches bei Guidi, Rend. Linc. V, 3, 1894, 543/7 und Griffini, Cent. Amari 431 genannt werden sollen. Das bekannte Compendium der Grammatik *al-Maqṣūd* (302) darf man doch nicht ohne weiteres dem a. Hanīfa zuschreiben. Kamāl b. ʿA. b. Isḥāqs *ʿAun al-Wāfiya* (383) ist nicht der Cmt. zu einer Versifikation der *Kāfiya*, sondern zu

ihren *Śawāhid.* 571 ist bei Houtsma² 442, 1 genauer bestimmt. Der Verf. der bekannten *Isrā'*werke (654, 664, 2177) hieß al- Gaiṭī, wie Nallino RSO VIII, 812 festgestellt hat. Der bekannte Šihābaddīn al-Qalyūbī, der 756 seinen richtigen Namen führt, erscheint 736 und auch im Index xvi, 18 seltsam entstellt als al-Qalyūzīf. 759 erscheint 'O. b. M. b. Yūsuf al-Kindī wie in Būhār 217 unter der falschen Namensform 'Amr b. al-'Āṣ b. Yū. al-K. ohne Datierung; das Datum fehlt auch bei Ibr. b. M. an-Nāǧī, 771. 1056 ist im Titel des Werkes von 'Oṭmān al-Muhtadī *ḫumbara* „Bombe" zu *Khamīrah* entstellt. Der Name des Verf. eines Buches über Erbteilung al-H. b. al-Hārit al-Ḥubūbī (Suter 491) erscheint 1045 als al-Khiwayi und ohne Datum. Der Inder M. Ṭāhir aṣ-Ṣiddīqī al-Pattanī erscheint 1406 als al-Fitani, 'Alā'addīn 'A. aṭ-Ṭūsīs berühmter Vermittelungsversuch zwischen al-Ġazzālīs *Tahāfut* und b. Rušds *Tahāfut 'ala't-Tahāfut* ist 1408 ungenau charakterisiert. Der Titel von al-Barzanǧīs Werk 1526 heißt nicht *al-'Iqāb al-hāwī 'ala'ṭ-ṭa'lab al-'āwī*, sondern *al-'Uqāb* usw., nicht the Descending Punishment usw., sondern „der Adler, der sich auf den heulenden Fuchs stürzt". Wie kommt der berühmte Mystiker 'Abdalwahhāb aš-Ša'rānī in 1588 zu dem bei Houtsma² 1033 fehlenden Titel Sulṭān Tilimsān ? Der berühmte Šī'it a. Ğa'far M. b. 'A. aṭ-Ṭūsī ist 1779 unter die Šāfi'iten geraten, wie der Ṣūfī M. b. A. aṣ-Ṣāwī mit seiner *R. fī ṭarīq aš-šaiḫ aṣ-Ṣāwī* 1838 unter die Mālikiten. Bekannte Autoren wie die Šāfi'iten as-Suyūṭī 1852/4, 'Al. al-Idkāwī 1857, A. b. M. as-Suḥaimī 1860 und M. b. A. al-Ğauharī 1861, die Ḥanafiten 'Abdalġanī an-Nābulusī 1856, M. Murtaḍā az-Zabīdī 1858 und H. b. Ibr. al-Ğabartī 1864 sowie der Mālikit ad-Dasūqī 1859 brauchten nicht unter die „Uncertain Schools" verwiesen zu werden. Der Javaner 'Abdaṣṣamad al-Palembānī erscheint 1975 als al-Falambātī. Das *Taǧnīs al-Multaqaṭ* des Maḥmūd b. al-Ḥu. al-Ustrūšanī 2125, 1 ist kein Unikum; es findet sich auch in Berlin Oct. 3537 und Alexandria, Fiqh Han. 13 (wo *Tartīb*).

Lescot, Roger: **Enquête sur les Yazidis de Syrie et du Djebel Sindjār.** Beyrouth: Imprimerie Catholique 1938. (282 S., 16 Taf.) gr. 8° = Mémoires de l'Institut Français de Damas. Tome V. Bespr. von M. Guidi, Rom.

Roger Lescot aveva già dato un saggio della sua competenza nella complessa questione yazidica in una lunga rassegna degli studi più recenti circa quella setta (Quelques publications récentes sur les Yezidis, Bulletin d'Etudes Orientales de l'Institut Français de Damas, VI, 1937 p. 103—8); questo suo studio, apparso nel 1938, lo mette ora in prima linea in questo campo, poiché egli non si limita a riesaminare criticamente i vari lati del problema delle origini della storia religiosa e politica della setta, ma ci dà anche, dalla sua diretta esperienza, notizie assai importanti sulla vita odierna e sulle tradizioni ancor vive di vari gruppi di Yazidi, con i quali il suo prolungato soggiorno in Siria gli ha permesso di entrare in contatto. Infatti nell'Aprile del 1936, durante un viaggio nell'alta Gezīrah, egli potè raccogliere dalla bocca di un gruppo di Yazidi, emigrati in territorio siriano dal monte Singiār, molte informazioni; e in un soggiorno di tre mesi a 'Azāz e una lunga escursione a cavallo nel Gebel Sim'ān poté studiare a fondo quel centro yazidico. Ne è risultato un' imponente messe di documenti sulla vita dei seguaci della setta, accompagnati da una serie di fotografie che aumentano grandemente il valore di questa enquête.

La prima sezione del libro tratta della religione ed è divisa in due capitoli, Origines, e Yezidisme contemporain. Io sono lieto di constatare che le idee circa le origini dei Yazidi che ebbi occasione di manifestare alcuni anni fa in due articoli pubblicati nel volume 13° della Rivista degli Studi Orientali, e che confermai in una comunicazione al 19° Congresso degli Orientalisti in Roma (V. Atti, p. 559—66) trovano buona accoglienza presso il dotto autore, il quale ritiene con me che origine della setta stessa è la *Šī'ah* ommiade e precisamente la tendenza estrema di essa, il *ġuluww*. In una lunga nota dedicata a questo stesso libro e pubblicata nel volume XV° degli „Studi e materiali di Storia delle Religioni" p. 51—7, il Furlani ribadisce la sua opinione che è opposta alla mia, ed insiste nell'affermare che il contatto tra Islām e Yazidismo e tra 'Adī e Yazidi è puramente occasionale e marginale; e mentre rileva la grande importanza delle notizie concrete che ci fornisce la Enquête del Lescot (tra le quali egli segnala giustamente quelle relative alla situazione e attività politica delle tribù yazidiche), conclude che, per quanto concerne le origini, le testi del Lescot sono errate. Io naturalmente non sono di questa opinione; ma non per questo sono in tutto d'accordo con quanto dice il Lescot. A me sembra sopratutto che in uno dei più difficili problemi che offre la setta, quello dell'adorazione del diavolo, egli non abbia ragione nel seguire le opinioni di Ahmed Taimur, e di Abbas Azzawy, che attribuiscono l'origine di tale culto all'influsso delle dottrine sufiche diffuse da 'Adī e dalla sua confraternita; nelle quali, come è noto, appare la giustificazione di Iblīs ed anzi l'esaltazione del suo rifiuto ad adorare la creature. L'adorazione di Melek Ṭā'ūs sarebbe quindi un elemento inseritosi nell'insieme delle dottrine yazidiche in epoca posteriore, insieme cioè con le pratiche della confraternita *'adawiyyah*. Io sono invece persuaso dell'antichità di questo elemento centrale della religione yazidica, nè comprendo come il Furlani nella sua predetta recensione possa affermare che io ritenga l'adorazione del diavolo posteriore (p. 56), se io alla p. 380 delle mie Nuove Ricerche dico testualmente che „prima di 'Adī e dell'influsso della sua regola sufica i Yazidi adoravano Melek

Tā'ūs"; e se poche righe sotto queste parole tento di spiegare il silenzio di alcune fonti antiche su questo punto della confessione yazidica[1]. E che il culto sia antico e dovuto non a fonte islamica ma alla matrice gnostica-dualistica da cui si è formata la setta, pare dimostrato dalle analogie fondamentali che passano tra le dottrine e le pratiche yazidiche e quelle di più sette di origine manicheo-mazdachita e specialmente quelle della *šī'ah* estrema; tra le quali analogie si trova anche la comune venerazione per l'angelo ribelle al demiurgo, che solo per Cristiani e Musulmani assume la figura di spirito del male.

Alle pp. 82—3 il Lescot riassume le sue idee sulla formazione delle dottrine yazidiche, ed asserisce che mancano di unità e sono costituite da due gruppi di tradizioni nettamente distinte che hanno contribuito alla sua formazione; da una parte le vestigia di dottrine islamiche ammesse da discepoli curdi di 'Adī, e dall'altra le credenze e le superstizioni di origine iranica che favorirono la formazione del *ġuluww 'adawī*, e passarono in primo piano man mano che i Yazidi dimenticavano le proprie origini islamiche. Tale sincretismo, sempre secondo il Lescot, non è mai pervenuto ad intima fusione, e al yezidismo è mancato il profeta capace di creare l'unità da questi elementi disparati. In realtà a me pare che eguale conclusione dovrebbe farsi per le altre sette sorte dal *ġuluww*, e, non solo per quella ad esempio degli *Ahl-i Haqq* ma anche per quelle ismailite, che mostrano nel loro insieme un analogo sistema dottrinario. L'unità è costituita dal coordinamente del *ġuluww* per Alidi o per Ommiadi entro le linee delle credenze e delle cosmogonie emanatistiche, proprie del mondo gnostico. S'intende che usi religiosi e superstizioni derivate dalla stessa fonte si dispongono differentemente intorno a questo nucleo centrale, si fondono con altri elementi specialmente islamici, secondo differenti processi che è compito della storia religiosa di fissare volta per volta, e che variano secondo gli ambienti e la diversa zona culturale entro cui si sviluppano le varie sette.

In questa stessa sezione la parte dedicata al Yezidisme contemporain ha un valore speciale, poiché ci dà conferme e complementi alle informazioni che già possedevamo, derivati da diretta e personale inchiesta. E lo stesso deve dirsi per il terzo capitolo che descrive l'organizzazione religiosa, nella quale l'autore vede giustamente il segno delle origini islamiche e sufiche della attuale costituzione della setta.

La seconda sezione tratta della storia dei Yazidi ed è un ottimo riassunto delle vicende di esse sotto gli Emiri discendenti da 'Adī (per le quali testi importanti sono stati indicati da Ahmed Taimur e da Abbas Azzawy), e di quelle posteriori delle tribù curde che abbracciarono le credenze della setta (tratte principalmente dallo *Šerefnāmeh*). Alla fine del capitolo un elenco delle persecuzioni sofferte dai Yazidi dal XVII° secolo fino ad oggi completa questa ottima esposizione storica. La successione degli emiri discendenti da 'Adī e la loro cronologia, che io avevo tentato di abbozzare nelle mie ricerche, sono confermate da un importante documento che il Lescot pubblica in appendice con traduzione e note (Annexe I). Esso gli è stato comunicato dal capo dei Yazidi di Siria e appartiene da tempo antico a una famiglia del Gebel Sim'ān; datato del 1515—1516 contiene la genealogia di un discendente di Ṣaḫr e due liste di discepoli di Šayḫ 'Adī e Šayḫ Ḥasan, e sembra una compilazione delle *Manāqib aš-Šayḫ 'Adī* e di altre fonti perdute. Naturalmente questa nuova fonte aumenta grandemente il valore del contributo dato dal Lescot agli studi sulla setta yazidica.

La sezione III contiène la descrizione degli usi dei Yazidi del Gebel Singiār (Le Djebel Sindjar; le peuplement du Sindjar; vie materielle; vie familiale; organisation tribale; vie politique; la crise de 1935—1936); e questo elenco dice già dell'abbondanza delle notizie raccolte e discusse dal Lescot. La quarta sezione tratta in un unico capitolo dei Yazidi di Siria.

Chiudono il volume sei appendici, della prima delle quali abbiamo già parlato. La seconda dà due testi curdi del Gebel Sim'ān, la terza una lista delle ziyāret del Gebel Sim'ān e del Gebel Singiār, la quarta l'elenco delle tribù del Gebel Singiār, la quinta quello dei capi delle tribù stesse, la sesta quello dei villaggi del Gebel Sim'ān.

Libro in complesso ottimo, di natura prevalentemente documentaria, ma assai bene in-

---

1) Vorrei anche osservare che non è esatto quel che afferma il Furlani a pag. 53 della sua nota predetta, che cioè la teoria sulle origini dei Yazidi, che egli chiama Guidi-Lescot, abbia in realtà per autori i due predetti autori musulmani, e che il Guidi e il Lescot non abbiano fatto che elaborarla. In realtà elemento fondamentale e indispensabile della mia ricostruzione è la connessione della setta con il *ġuluww* per la famiglia ommiade, in piena corrispondenza con il processo che ha dato origine alle sette sciite estremiste. Di ciò nè Taimur nè Azzawy hanno avuto alcuna idea; come non hanno affatto scorto la corrispondenza tra le credenze e le pratiche yazidiche e quelle proprie delle predette sette sciite, che ci riportano ad una comune connessione con l'ambiente manicheo-mazdachita; nè hanno in conseguenza coordinato la Yazīdiyyah nell'insieme storico e religioso che solo secondo me può spiegarne le origini.

formato nella parte storica e religiosa, indispensabile per lo studio dei Yazidi, sulla vita dei quali siamo ora, per merito del Lescot, assai meglio informati, nonostante i notevoli contributi dati recentemente a questo argomento dallo Zorayq e da Abbas Azzawy. Per lo studio delle origini solo un rinnovato e profondo esame di tutta la religiosità manicheo-mazdachita e delle varie sette che, in terreno ed epoca islamica, si possono sicuramente riferire a quegli ambienti, potrà confermare e sviluppare le linee della storia religiosa antica della Yazīdiyyah quali risultano dagli ultimi studi, e che nonostante l'autorevole opposizione di studiosi, come il Furlani sembrano oramai abbastanza sicuramente tracciate. E un lavoro non facile per la natura delle nostre fonti, ma singolarmente attraente, e che potrà farci veder più chiaro non solo nel campo della Yazīdiyyah, ma in tutto il grandioso insieme dell'estremismo sciita musulmano.

Nallino, Prof. Carlo Alfonso: **L'Arabo Parlato in Egitto.** Grammatica, Dialoghi e Raccolta di Vocaboli. Ristampa della seconda Edizione, aggiuntavi una Appendice. Mailand: U. Hoepli 1939-XVII. (XXVI, 555 S.) kl. 8° = Manuali Hoepli. L. 28 —. Angezeigt von W. Björkman, Finkenkrug bei Berlin.

Das Handbuch, das zuerst 1900, in 2. Auflage 1913 erschien, hat schon einer ganzen Generation gute Dienste erwiesen. Die neue Ausgabe ist ein unveränderter Abdruck der 2. Auflage. Der Verf. hatte inzwischen Material gesammelt, um die Gespräche und Wörterlisten dem heutigen Leben anzupassen, wurde aber durch seinen Tod am 25. 7. 38 daran gehindert, es auszuwerten. Auch seine gelehrte Tochter Maria Nallino wagte nicht, es ohne einen neuen Aufenthalt im Lande herauszugeben. Aber im Anhang sind Verbesserungen und Zusätze gesammelt, die der Verf. am Rande notiert hatte. Da wird auf die inzischen erschienene Literatur über den ägyptischen Dialekt kurz hingewiesen, eine Übersicht der islamischen Jahresanfänge von 1358—1377 ist hinzugefügt, die Titel usw. des Khediwen sind durch die des Königs ersetzt, die Münzen werden nach den Gesetzen von 1925 und 1933 aufgeführt u. a. m. So ist das bewährte Handbuch wieder auf dem Laufenden und brauchbar, zumal auf den Anhang durch ein A am Rande des Textes hingewiesen ist. Wir hoffen, daß die Herausgeberin Gelegenheit findet, das Material ihres Vaters an Ort und Stelle zu verarbeiten und bei der nächsten Auflage zu berücksichtigen.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Busch-Zantner, Dr. Richard: **Agrarverfassung, Gesellschaft und Siedlung in Südosteuropa** unter besonderer Berücksichtigung der Türkenzeit. Leipzig: Otto Harrassowitz 1938. (VIII, 158 S.) gr. 8° = Beihefte zur „Leipziger Vierteljahrsschrift für Südosteuropa", hrsg. vom Südosteuropa-Institut an der Universität Leipzig, Heft 3. RM 6 — Bespr. von E. Pritsch, Berlin-Schlachtensee.

Vom Standpunkt des Kulturgeographen aus liefert der Verf. der vorliegenden Arbeit, die er selbst als einen Beitrag zum Problem der geographischen Wirksamkeit sozialer Tatsachen — der Bestimmung anthropogeographischer Gegebenheiten durch außergeographische Faktoren einerseits, sozialer Erscheinungen durch geographische Ursachen andererseits — bezeichnet, eine eindringende Untersuchung des balkanischen Agrarwesens, wie es sich unter dem Einflusse der türkischen Agrarverfassung von der vorsilamischen Zeit bis auf die Gegenwart in den drei „sozialen Räumen", nämlich dem von romanischer Kultur beeinflußten Westen, der altbalkanisch-byzantinischen Kulturzone im Süden und Osten und der „patriarchalischen", fast völlig orientalisierten Zone im Innern der Balkanhalbinsel, gestaltet hat. Nach einem einleitenden Abschnitt über die Problemstellung (S. 1—11) behandelt er in drei weiteren Abschnitten die Geschichte und Struktur der türkisch-islamischen Agrarverfassung (S. 11—21), den Einfluß der türkischen Agrarverfassung auf die Kultur- und Siedlungsgeographie der Balkanhalbinsel (S. 21—51) und den türkischen Agrarfeudalismus als kulturgeographischen Faktor auf der Balkanhalbinsel (S. 51—154). Schon in vortürkischer Zeit wurde die auf der südslawischen Familienorganisation beruhende genossenschaftliche Dorfsiedlung — z. T. unter byzantinischem Einflusse — durch feudale Grundherrschaften überlagert; diese degenerierten im Laufe der Zeit zu privaten Gutswirtschaften, wodurch die bisher nur rentenpflichtigen hörigen Bauern zu fronpflichtigen, an die Scholle gebundenen Pächtern herabgedrückt wurden. An die Stelle des einheimischen Adels trat nach der Landnahme durch die Türken im allgemeinen eine türkische feudale Grundherrenschicht; nur da, wo der Adel nahezu geschlossen zum Islam übertrat (so vor allem in Bosnien und der Herzegowina), blieb im wesentlichen die Kontinuität gewahrt und damit der Einfluß der türkischen Agrarverfassung geringer. Im türkischen Agrarfeudalismus wiederholte sich, als mit der zunehmenden Schwäche des Reiches auch hier der Niedergang einsetzte, der Privatisierungsvorgang der vortürkischen Zeit: der lehnsherrliche Gutshof (çiftlik) wurde zur privaten Guts-

wirtschaft, der feudale Grundherr zum — meist in der Stadt wohnenden — Gutsbesitzer, der zinspflichtige Bauer zum bloßen Pächter oder gar Landarbeiter. Schließlich wurde der Agrarfeudalismus durch einen Agrarkapitalismus ersetzt, der in dem Eindringen des Levantinertums in die Schicht der Gutsbesitzer seinen deutlichen Ausdruck fand; die Beseitigung der Lehnsverfassung durch die Tanzimatgesetzgebung hatte nur noch formale Bedeutung. Der Verf. zeigt diese Entwicklung in ihren Einzelheiten auf und erörtert namentlich ihre Auswirkungen auf die Gestaltung der dörflichen Siedlung. Seine gründlichen Ausführungen geben ein zuverlässiges Bild von den Zuständen, die das balkanische Agrarwesen seit dem Mittelalter durchgemacht hat. Zu bedauern ist nur, daß er sich nicht stärker bemüht hat, durch eine flüssige Sprache und eine plastische Gliederung seiner Darlegungen deren Verständnis dem Leser zu erleichtern.

Adnan, Abdulhak: **La Science chez les Turcs Ottomans.** Paris: G.-P. Maisonneuve 1939. (174 S.) kl. 8°. Bespr. von H. Hartmann, Berlin.

Verf. bietet eine zusammenfassende Darstellung der Pflege, die Medizin und Naturwissenschaften bei den osmanischen Türken gefunden haben bis zum Sieg der modernen abendländischen Wissenschaft in der Türkei. Er hat die orientalischen Quellen wie die abendländischen und türkischen Vorarbeiten in reichem Umfang beigezogen, bis zu den Handschriften-Katalogen der Bibliotheken, und offenbar nicht wenige Handschriften, zumal aus der Bibliothèque Nationale, selbst geprüft. Die Schrift ist mit sichtlicher Liebe zum Gegenstand gearbeitet, und Verf. versteht es, den etwas spröden Stoff dem Leser in angenehmer Weise näher zu bringen. Der Standpunkt des Verf. ist der des freisinnigen modernen Türken. Doch macht sich dieser Standpunkt nicht aufdringlich bemerklich; und wenn Verf. ṣūfischen Einfluß ohne weiteres mit liberal gleichsetzt (S. 10 u. ö.), so wird uns das nicht ernstlich stören. Verf. meint es mit dem im Vorwort ausgesprochenen Grundsatz, die geschichtliche Wahrheit nicht gegen Legenden zu vertauschen, sichtlich ernst.

Ein im eigentlichen Sinn gelehrtes Werk ist das Buch nicht. Die angeführten Quellen sind bisweilen etwas unbestimmt zitiert. Die Umschrift der Namen und Titel läßt trotz der Bemerkungen auf S. 7 manchmal zu wünschen übrig; als Beispiel genügt die an Seltsamkeiten besonders reiche Seite 19: „Ḥibat al-Allâh" statt Ḥibat Allâh, „Ḥulâsat" statt Ḥulâṣat; das etwas groteske „Kitâb al-a'jab al'uǰâb" des „Mohammed Ḳaḍî Maniasi Zade" erklärt sich aus Bursaly Meḥmed Ṭâhir, II, 15 als 'a'ǧab al-'aǧā'ib des Maḥmûd b. Ḳâdî Mânjâs. Gelegentlich stören auch Druckfehler und Nachlässigkeiten: so ist Z. 17 der Anm. S. 65 das Jahr 1524 zu lesen statt 1504; dabei ist auf den vorher erwähnten Aufsatz von Kahle verwiesen, der 1929 erschienen sei; ein solcher ist vorher nicht zu finden, gemeint ist Kahles Beitrag zur Oberhummer-Festschrift, als dessen Erscheinungsjahr S. 61 fälschlich 1927 angegeben wird. Zur geographischen Literatur hätte der Verf. mit Nutzen auch Täschners Aufsatz in ZDMG. N. F. II, S. 31ff. beiziehen können, wo z. B. Meḥmed 'Âšyḳ wesentlich wärmer gewürdigt ist, als Verf. es S. 74 tut.

Wir wollen diese Beispiele nicht vermehren. Das Buch erhebt auch nicht den Anspruch, das letzte Wort über den Gegenstand zu sagen. Es ist immerhin schon durch seine lebendige, oft frische Darstellung trefflich geeignet, auch einem weiteren Kreis einen guten Überblick zu vermitteln. Und im einzelnen vermag der Verf. nicht nur mehrfach frühere Irrtümer richtigzustellen, sondern vor allem durch sein persönliches, auf eigene Überlegung begründetes und meist klug abgewogenes Urteil manche offene Frage zu klären und neue Gesichtspunkte zu erschließen.

Verf. hat uns ein anspruchsloses, aber ansprechendes und sympathisches Büchlein geschenkt, das durchaus geeignet ist, ein stärkeres Interesse an dem Gegenstand zu wecken.

Südasien.

Ribbach, S. H.: **Drogpa Namgyal.** Ein Tibeterleben. München-Planegg: Otto Wilhelm Barth-Verlag 1940. (263 S., 30 Abb.) 8°. Kart. RM 6 —; geb. RM 7.20. Bespr. von Johannes Schubert, Leipzig.

Über das Leben des Tibeters gibt es bisher eigentlich nur ein einziges Werk, nämlich den Bericht des Rdo.rje Bsod. pa aus Ta-chien-lu, der einige Erinnerungen aus seinem Leben und Notizen über Erlebnisse auf seinen Reisen enthält[1]. Ganz anders, als das Leben eines Osttibeters von ihm selbst geschildert wird, behandelt das Buch Ribbachs den Lebensgang des Tibeters. Der Herr Verfasser, der von 1892—1913 als Missionar im Dienste der Brüdergemeine Herrnhut in Westtibet lebte, hatte schon vor vielen Jahren die Absicht, ein Werk zu veröffentlichen, welches das Tun und Treiben eines Tibeters schildern sollte. So erschienen unter dem Titel „Der Lebensgang des Tibeters" zehn Fortsetzungen in der Zeit-

1) G. A. Combe, A Tibetan on Tibet. London, Fisher Unwin (1926). XV, 212 S.

schrift „Kampf und Sieg", einer „illustrierten Monatsschrift aus der Mission der Brüdergemeine" in der Zeit zwischen 1918 (?) und 1923. Im Rahmen der Zeitschrift konnte sich das Werk jedoch nicht zu dem gestalten, was es sein sollte, und so faßte der Autor den Entschluß, eine durchaus selbständige Publikation herauszubringen.

Am Lebensgang eines Westtibeters namens Drogpa Namgyal ['Abrog.pa.rnams.rgyal] wird auf den Seiten 11—206 die Zeit vor der Geburt, die Geburt selbst, Erziehung und Schulbildung, Heirat, Hausstand, Hausbau und Hausweihe, der Jahreslauf im Hause, Reise, Frömmigkeit und Tod bis ins kleinste beschrieben. Zur Belebung des Stoffes ist an den einzelnen Stellen das ganze westtibetische Folklore, das ehemals A. H. Francke so eifrig gesammelt, übersetzt, bearbeitet und herausgegeben hat, verarbeitet. 168 Stellen sind durch ausführliche und tiefschürfende Anmerkungen [S. 237—55] erläutert.

Als zweiter Teil des Buches ist eine Arbeit des Tibeters Josef Gergan aufgenommen worden [S. 207—35], die über die „Totenbräuche der buddhistischen Tibeter" handelt und von S. H. Ribbach aus dem Tibetischen ins Deutsche übersetzt ist. Auch die zu diesem Teil gehörigen 66 Anmerkungen stammen aus der Feder Ribbachs.

Man braucht zu diesem geradezu vorzüglichen Buch nicht viel zu sagen: denn es spricht vielmehr für sich selbst. Der Leser merkt auf Schritt und Tritt, daß hier ein Autor spricht, der nicht nur zwei Jahrzehnte lang Land und Leute aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, sondern auch einer der wenigen ist, denen die Kenntnis der tibetischen Sprache Quellen erschließt, die für andere ein Buch mit sieben Siegeln bleiben müssen.

Steinhart, W. L.: Niassche Priesterlitanieën opgeteekend op de Batoe-Eilanden, met Vertaling en Aanteekeningen. Bandoeng: A. C. Nix & Co. 1938. (X, 63 S.) gr. 8° = Verhandelingen van het Koninklijk Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen, Deel LXXIV, Eerste Stuk. Bespr. von H. Damm, Leipzig.

Verf. ist Missionslehrer auf Poelau Tello und hat anläßlich 50jähriger Missionsarbeit auf den Batoe-Inseln zwei Priester-Texte in Ursprache und Übersetzung geboten, die durch ihren ausführlichen Kommentar eine Fundgrube für den Ethnologen, insonderheit für den Orientalisten sind. Der erste Gang behandelt die Pflichten und Aufgaben des angehenden männlichen wie weiblichen Priesters und schildert das Weltbild der Niasser mit seinem charakteristischen neun-stufigen Himmel, dem Licht- und Todesgott, den Dämonen u. a. m. Der zweite Text enthält Vorschriften für die Geburt eines Kindes, für die Behandlung von Kranken, über das Aufstellen von Bildern, für das Opfer u. a. m.

Ostasien.

Fuchs, Dr. Walter: Huei-ch'ao's Pilgerreise durch Nordwest-Indien und Zentral-Asien um 726. Berlin: Verlag Akad. d. Wiss., in Komm. W. de Gruyter & Co. 1939. (46 S.) 4° = Sonderausgabe aus den Sitzungsberichten d. Preuß. Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Klasse 1938. XXX. RM 3 —. Bespr. von W. Eberhard, Ankara.

Der vorliegende Bericht ist die Übersetzung eines 1908 in Tun-huang gefundenen Manuskriptbruchstücks, die verkürzte Fassung des verlorenen Original-Reiseberichts des Hui-ch'ao. Der Übersetzung beigegeben ist der vollständige chinesische Text in einer auf Grund der verschiedenen Ausgaben hergestellten kritischen Ausgabe. Das Fragment selbst enthält zahlreiche Schreibfehler, die in den Noten korrigiert sind (bis auf S. 463b, wo zu der Schreibung 猫 牛 mao-niu die Korrektion in 旄 牛 mao-niu = Yak hätte hinzugefügt werden können). Der Bericht ist kulturhistorisch deswegen wichtig, weil er verschiedentlich einheimische Namen für Länder Zentral-Asiens und Vorderindiens gibt, die anderweitig noch nicht belegt waren. In seinen ethnologischen Beschreibungen dagegen bringt er wenig Neues. Interessant sind vor allem 2 Dinge: einmal die Feststellung, daß die tibetischen T'u-fan keine Buddhisten seien. Der Übersetzer weist (S. 443 Anm.) darauf hin, daß frühere Berichte Buddhismus dort bezeugen. Immerhin ist Hui-ch'ao nicht selbst in Tibet gewesen und seine Gewährsleute haben ihm vielleicht von dem vorbuddhistischen und noch neben dem Buddhismus bestehenden einheimischen Geisterglauben erzählt. Ferner wichtig ist die Angabe, daß sich in Kutscha zwei chinesische buddhistische Klöster befanden und ein weiteres in Khotän. Der Übersetzer (S. 456—7) weist darauf hin, daß das eine Kloster in Kutscha 690 gegründet ist, und daß noch ein weiteres Kloster in Tokmak 748 gegründet wurde. Es ist schade, daß wir über den Zweck und die Bedeutung dieser Klöster nichts Genaueres wissen. Der Name des einen Klosters in Kutscha (Ta-yün-sï 大 雲 寺) klingt stark an an die Namen der manichäistischen Klöster des 8. Jahrhunderts (Ta-yün kuang-ming-sï 大 雲 光 明 寺), aber ob das ein Zufall ist oder nicht, vermag ich nicht zu sagen. Mit diesen chinesischen Kolonialklöstern in Turkestan sind vergleichbar die chinesischen Klö-

ster in Indien, von denen mehrfach noch in der Sung-Zeit gesprochen wird (Ta-Sung sêng-shih-lüeh 1 = Taishō-Tripiṭaka, Text 2126 = Bd. 54, 240b). Der buddhistische Reisebericht von 964 kennt in Indien ein verlassenes chinesisches Kloster und zwei noch bestehende (ich zitiere den Bericht nach den im Wu-ch'uan-lu 1, 9a—10a 吳 船 錄 abgedruckten Auszügen), neben einem ceylonesischen Kloster in Indien. Dabei sagt er von dem einen Kloster in Magadha, daß zu ihm 8 Dörfer gehörten, von denen das Kloster lebte. Es wäre interessant zu wissen, wie die wirtschaftliche Stellung der chinesischen Klöster in Turkestan war, und ferner, wieweit diese Gründungen kulturell und religiös gewirkt haben. Waren solche Klöster reine fromme Stiftungen oder kam ihnen noch eine andere Bedeutung zu? All diese und andere Fragen werden durch den Bericht des Hui-ch'ao angeschnitten, und wir danken dem Pekinger Sinologen, Dr. Fuchs, daß er ihn uns in einer guten Bearbeitung und Übersetzung zugänglich gemacht hat.

Foster, Prof. John: **The Church of the T'ang Dynasty.** London: Society for Promoting Christian Knowledge [1939]. (XVI, 168 S., 2 Übersichten, 1 Kte.) kl. 8°. 4 s. Bespr. von Jos. Mullie, Leuven.

Le but de l'auteur est de montrer que l'Eglise chrétienne ne prend pas part à l'invasion culturelle de la Chine entreprise par l'Europe et l'Amérique, mais que depuis le temps des Apôtres elle est en marche vers l'Orient, indépendamment des états politiques, son rôle est donc tout autre. On saura gré à l'auteur d'avoir mis à la disposition du public un livre d'un prix abordable, traitant d'une question très intéressante de l'histoire du christianisme en Asie, généralement ignorée du grand public en Europe, alors que les ouvrages concernant le nestorianisme en Extrême-Orient, — car il s'agit en réalité de cette forme de christianisme, — sont ou difficiles à trouver ou assez chers.

Dans un premier chapitre l'auteur esquisse à grands traits les progrès du christianisme dans la Mésopotamie, la Bactriane, les régions autour de la Mer Caspienne et la vallée de l'Oxus. Plus tard les Turcs de l'Asie Centrale ont été atteints par l'apostolat et c'est par cette voie que le nestorianisme est entré en Chine (635).

Maint lecteur ne sera pas d'accord avec F. au sujet de la personalité de Nestorius (ch. II); on s'étonne de voir l'auteur traiter cette question d'une manière qu'on pourrait appeler légère, je renvoie simplement à ce sujet au livre d'A. d'Alès, Le Dogme d'Ephèse, Paris, 1931. La terminologie dans l'énoncé d'un dogme a autant d'importance que la terminologie dans n'importe quelle science; l'esprit d'exactitude devrait faire accepter ce principe dans toutes les branches du savoir humain.

A l'aide du texte de la stèle de Si-ngan-fou l'auteur suit dans les chapitres suivants (III à VII) toute l'histoire de la mission nestorienne en Chine sous les T'ang et jusqu'à l'aube de la seconde période nestorienne sous la dynastie mongole des Yuan.

En datant le I-king de 3000 ans avant J. C., l'auteur se montre un peu trop généreux (p. 41, n. 1). "Masses for the dead", en parlant de cérémonies bouddhiques (p. 106), est un terme malheureux, parce qu'inexact.

Zachert, H.: **Die Tokugawa-Zeit und ihr Einfluß auf Wesen und Nationalgeist der Japaner.** Tôkyô: Deutsche Gesellsch. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens; Leipzig: O Harrassowitz in Komm. 1938. (III, 17 S.) gr. 8° = „Mitt." d. Dt. Gesellsch. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens, Band XXVIII Teil G. RM 1 —. Angez. von H. Hammitzsch, Leipzig.

In dem Staatswesen der Tokugawa-Zeit, dieser Zeit einer 250jährigen ungestörten friedlichen Entwicklung, sieht der Verf. die Grundlage des Wesens und Nationalgeistes der Japaner stärkstens verankert. Ieyasu, der erste Tokugawa-Shōgun, nahm die konfuzianische Lehre zur Grundlage seiner Sozialethik. Sie schien ihm besonders geeignet, das Individuum in den Rahmen eines festgefügten Sittengebäudes einzufügen und auf diese Weise auch dem Staat eine sichere Form zu geben. Die menschlichen Beziehungen (*go-rin*), die Pflicht (*giri*) sind die bestimmenden Richtungsgeber im Handeln des Staatsbürgers. Das ganze Leben hat somit eine unveränderliche Ausrichtung erfahren. Die oberste Pflicht ist die gegen den Staat, vor der alle anderen zu schweigen haben

Die Arbeit zeigt, wie sehr die Tokugawa-Zeit formend für das Wesen und den Geist des Inselreiches war und wie dieses immer wieder kraftschöpfend sich auf Vergangenes besinnt.

Afrikanistik.

Dammann, Ernst: **Dichtungen in der Lamu-Mundart des Suaheli,** gesammelt, hrsg. u. übers. Hamburg: Friederichsen, de Gruyter & Co. 1940. (XI, 346 S.) 4° = Hansische Universität, Abhandl. aus dem Gebiet der Auslandskunde. Bd. 51, Reihe B. Völkerkunde, Kulturgeschichte u. Sprachen. Bd. 28. Schriften d. Kolonialinstituts d. Hansischen Universität. Bd 3. RM 15—. Bespr. von K. Roehl, Königswinter.

Die hier vorliegende Sammlung von Dichtungen hat Dr. Dammann in den Jahren 1936/37 in Lamu, der alten Hochburg des Islam an der ostafrikanischen Küste, gesammelt und sie dabei mit einem Spezialkenner auf diesem Gebiet, dem Scheich Muhammed bin Abubekr Kidjumwa Masihi gründlich durchgearbeitet, wodurch allein eine zuverlässige deutsche Über-

setzung der Texte ermöglicht wurde. Ihre charakteristische Eigenheit besteht darin, daß sie nicht von Suahelis, sondern von Arabern, einige sogar von Araberinnen in der Lamu-Mundart des Suaheli verfaßt sind, teilweise unter Zugrundelegung von arabischen Originalen. So sind sie interessante Belege der im vergangenen Jahrhundert mit der Kolonialära endgültig zusammengebrochenen arabischen Kultur Ostafrikas. Abgesehen davon erweitern sie unsere Kenntnis der alten Suaheli-Literatur und geben wertvolle Einblicke in die Entwicklung der Suaheli-Sprache. Hierin liegt ihre Bedeutung für die afrikanische Sprachwissenschaft, die bis dahin für solche sprachgeschichtlichen Studien in der Hauptsache auf das von Meinhof herausgegebene Chuo cha Herkal (Zeitschrift für Kolonialsprachen 1911/12) angewiesen war. Dieser bisherige Mangel an Material ist durch die Dammannsche Sammlung in erfreulicher Weise behoben worden.

Nicht weniger wichtig ist diese Sammlung jedoch auch für jeden, der religionswissenschaftliche Interessen hat, denn diese Dichtungen vermitteln dem sorgfältigen Leser ein Bild des ostafrikanischen Islam, wie es in solcher Echtheit nicht leicht erhältlich ist. Nur gar zu oft scheint dem Europäer der ostafrikanische Islam, besonders im Inland, nichts weiter zu sein als ein schönes Kleid, das über das alte Heidentum übergezogen ist. In diesen Dichtungen erkennt man, daß er wenigstens in den höherstehenden Kreisen an der Küste die ihr Leben bestimmende Macht ist. Deswegen sollten nicht etwa nur Missionare sich in diese Dichtungen vertiefen, sondern auch jeder andere, der in Ostafrika später eine irgendwie verantwortliche Stellung einnehmen will. Bei den vielen unausbleiblichen Berührungen mit dem Islam wird er dann immer wieder dafür dankbar sein, daß er ihn aus diesen Dichtungen so kennengelernt hat, wie er wirklich ist.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

*** = Besprechung: der Besprecher steht in ( )**

Sinica, Zeitschrift für Chinakunde und Chinaforschung 14 1939:

5/6 213—20 Chiang Hsüeh-wen, „Die Pfauen flogen nach Südosten", von einem unbekannten Dichter aus der Han-Dynastie (206 v. Chr.—220 n. Chr.) (Übersetzung eines Gedichtes über die Gattentreue bis in den Tod, nebst Erläuterungen). — 221—38 Franz Kuhn, Ein Thron muß wandern, eine Episode aus dem „San Guo-dschi" (Kap. 13 u. 14) übersetzt; mit 2 Tafeln (schildert Not und Strapazen, die der Kaiser mit seinem Gefolge erdulden mußte, als er infolge der Machtkämpfe von Gewaltherrschern nirgends Ruhe fand, bis ihm Tsau Tsau zu Hilfe kam). — 239—72 Liao Bao-seing, Die Geschichte des chinesischen Geldes (von den Uranfängen bis zur Errichtung der Chinesischen Republik; mit zahlreichen Textabbildungen: I. Einleitung, II. Vormetallgeld, III. Metallgeld, IV. Papiergeld. Der vorliegende Beitrag umfaßt die Abschnitte I. Einleitung und II. Vormetallgeld: A. Muschelgeld, B. Schildpattgeld, C. Perlen- und Jadegeld, D. Tuch-, Seide-, Ledergeld und Verbrauchsgüter als Tauschmittel; wird fortgesetzt). — 273—90 Max Loehr, Studie über Wang Mong (die datierten Werke); mit 8 Tafeln (Lebensabriß und Darstellung der künstlerischen Eigenheiten des zwischen 1308 und 1385 lebenden Landschaftsmalers, von dessen Werken 10 eingehend behandelt sind. Den Rahmen dazu gibt ein allgemeiner Umriß der Lage der Landschaftsmalerei im 14. Jahrh. und ihrer historischen Voraussetzungen). — 291—316 Friedrich Otte, Der Landverkehr in China; vom Schubkarren zur Eisenbahn, Auto und Flugzeug; mit 6 Tafeln und Textabbildungen (untersucht die Grundlagen der Verkehrsentwicklung in China, ihren bisherigen Verlauf und die Aussichten für ihre Zukunft; will „auf die Wechselwirkung zwischen untergelagertem Volkstum und produktiver Nährwirtschaft einerseits und übergelagerter Verkehrswirtschaft andrerseits eingehen". Gliederung: 1. Der Verkehr in China: Geist und Stoff, 2. Natur, Mensch und Verkehr, 3. Verteilung menschlicher, tierischer und mechanischer Kräfte in China, 4. Raum-, Verkehrs- und Kostenrechnung, 5. Chinesische Verkehrsbetriebe a) Eisenbahnen, b) Autostraßen, c) Luftverkehr, d) Postwesen und Nebendienste, Telegraphie, Telephon, Radio). — 316—26 Bücherbesprechungen: *Sven Hedin, Fünfzig Jahre Deutschland; Leipzig, F. A. Brockhaus, 1938 (W. A. Unkrig). — *Aloys Ruppel, Johannes Gutenberg, sein Leben und sein Werk; Berlin, Verl. Gebr. Mann, 1939 (W. A. Unkrig). — * Wilhelm Filchner, Bismillah! Vom Huang-ho zum Indus; Leipzig, F. A. Brockhaus, 1938 (W. A. Unkrig). — *Robert Bleichsteiner, Die Gelbe Kirche. Mysterien der buddhistischen Klöster in Indien, Tibet, Mongolei und China; Wien, Verl. Josef Belf, 1937 (W. A. Unkrig). — *ADO, Adressbuch für das Deutschtum in Ostasien 1939, Jahrgang XIII; Shanghai, Verl. Max Nössler & Co. (W. A. Unkrig). — 326 Zu den Bildtafeln. — 327—34 Chinesische Zeichen zu den Aufsätzen.

15 1940:

1/2 3—9 Ernst Boerschmann, Chinesische Gürtelschnallen, Sammlung Olga Julia Wegener, im China-Institut Frankfurt a. M.; mit 2 Tafeln (Angaben zur Persönlichkeit der verstorbenen Sammlerin, über Zweck und Wesen, Werkstoffe, Ornamentik und Stile der chinesischen Gürtelschnallen im allgemeinen, wie über die dem China-Institut durch die Stadt Frankfurt a. M. als dauernde Leihgabe überwiesene Sammlung von 455 Stück im besonderen). — 10—24 Manfred von Busch, Das heutige Währungsproblem in Nordchina (Der Kampf Japans in Nordchina gegen die Währung der Chinesischen Nationalregierung und damit gegen das englische Pfund durch erneute Abwertung des Fapi-Dollars am 20. 2. 1939 führte in dem genannten Gebiet zu wirtschaftlichen Verwirrungen, denen die japanische Regierung mit verschiedenen Maßnahmen zu begegnen versuchte. Sich hierbei erhebende Streitfragen der Zuständigkeit

zwischen japanischen Regierungs- und Verwaltungsstellen, die Haltung der chinesischen Bevölkerung und der auswärtigen Mächte, sowie die wirtschaftlichen Auswirkungen der Maßnahmen auch gegen Japan selbst werden behandelt). — 25—48 Herbert Franke, Dschau Mong-fu. Das Leben eines chinesischen Staatsmannes, Gelehrten und Künstlers unter der Mongolenherrschaft. Mit einer Stammtafel und einer Jahresübersicht; dazu 4 Tafeln (Studie, hauptsächlich an Hand der Biographie in den Annalen der Yüan-Dynastie, Yüan-schi Kap. 172, lie-dschuan 59, und des Nachrufes von Yang Dsai, eines nahen Freundes Dschau's. Behandelt seine Abstammung und Laufbahn, gibt Proben seines künstlerischen und literarischen Schaffens, sowie kürzere Angaben über seine Frau und Kinder). — 49—59 Chinesische Gedichte. Aus dem Urtext übertragen von Zoltan von Franyó; mit 1 Tafel (Umfaßt: das älteste Gedicht aus der Zeit des Kaisers Yau; 16 Gedichte aus der Tang-Zeit von Mong Hau-jan (Siang Yang), Li Tai-bo, Du Fu, Bo Gü-i und Dschang Dsi; 4 Gedichte aus der Sung-Zeit von Wang An-schi, Su Dung-po und Dai Schi-ping; 1 Gedicht aus der Ming-Zeit von Huang Li-dschou sowie 11 Gedichte zeitgenössischer Dichter der Nachkriegszeit von Frl. Tsai Gi-yü, Frl. Lü Tsing-yang, Li Ba-ko, Pang Nie-dsi, Ye Go-fang, Ye An, Giang Kan-hu, Wang I-dschi und Frau Li Dschau-schi (Daisy Li). Den Schluß bilden kurze Angaben über die beiden zuletzt Genannten, die miteinander verheiratet sind. Von Frau Li ist ein Photo und eine Handschriftprobe beigefügt.) — 60—105 Liao Bao-seing, Die Geschichte des chinesischen Geldes (Von den Uranfängen bis zur Errichtung der Chinesischen Republik) 1. Fortsetzung zu „Sinica", XIV/1939, S. 272; mit 8 Tafeln und zahlreichen Textabb. (III. Metallgeld. A. Kupfergeld. 1. Dau und bu; Geld in Form von Messern und landwirtschaftlichen Geräten. 2. Tsien; runde Geldform mit Ausschnitt in der Mitte, von vor der Tsin-Dynastie [246 v. Chr.] bis einschl. Tang-Dynastie [618—906 n. Chr.]). — 106—13 Erwin Rousselle, Geistiges Leben in Szetschuan (Seit sich im Verlaufe des chinesisch-japanischen Konfliktes die Nanking-Regierung nach Szetschuan zurückzog, ist ihr eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten dahin gefolgt, sowie Universitäten und Hochschulen, so daß ein reges kulturelles Leben besteht. Einzigartige Sammlungen archäologischer und volkskundlicher Art, insbesondere der tibetisch-lamaistischen Grenzstämme, sind entstanden oder im Aufbau begriffen. An Persönlichkeiten sind zu nennen: Carsun Chang, einer der Führer der geistigen Erneuerung, die China gegenwärtig vornehmen muß, um die kosmisch-mythischen Grundlagen des Konfuzianismus und Dauismus in einem gewandelten Sinne der Zukunft zu erhalten. Ferner weilen dort der buddhistische Großabt Tai Hü, von tibetischer Seite Scheirab Dschamtso, Delegat der Kurie von Lhasa als Vertreter der Gelben Sekte, sowie der inkarnierte Großabt vom Gonkar-Gebirge Tschoipad, Angehöriger der Roten Sekte. Um diese haben sich rege Arbeitsgemeinschaften gebildet; tibetisches Schrifttum wird ins Chinesische übertragen. Eine Schilderung der ersten Begegnung mit dem Großabt Tschoipad beschließt den Bericht). — 114—29 J. Ščuckij, Ein Dauist im chinesischen Buddhismus (Übersetzung aus den „Vostočnye Zapiski", Bd. I, Leningrad 1927, SS. 235—250 von W. A. Unkrig. Schildert das Leben und behandelt die Werke des 334—416 lebenden Hui-yüan, sein Verhältnis zu Dauismus und Buddhismus und seine Bedeutung für diese beiden). — Zum Bilde Hua Mu-lan; mit 1 Tafel (Zu dem in „Sinica" XIV/1939, Heft 1/2, SS. 27—29 übersetzten Gedicht „Lied der Mu-lan", einer Amazone der Tang-Zeit, wird ein von Tschou Ying, 2. Hälfte des 16. Jhs. stammendes Bild veröffentlicht. Dieses zeigt den Abschied der Heldin von ihren Eltern, es dürfte der Kunstforschung bisher unbekannt geblieben sein). — 130—59 Bücherbesprechungen: *Otto Fischer, Wanderfahrten eines Kunstfreundes in China und Japan (Max Loehr). — *M. G. Pernitzsch, Die Religionen Chinas; Lehrbücher der Ausland-Hochschule an der Universität Berlin, Bd. 40 (W. A. Unkrig). — *R. F. Merkel, Zur Geschichte der Erforschung chinesischer Religionen. Estratto da Studi e Materiali di Storia delle Religioni, vol. XV, 1939, SS. 90—107 (W. A. Unkrig). — * Nirgidma de Torhout, La Princesse. — Dix-huit chants et poèmes mongols recueillis par — et transcrits par Madame Humbert-Sauvageot; Bibliothèque Musicale du Musée Guimet, première série, tome IV (W. A. Unkrig). — *Gonsalvus Walter, P. Dr. O. M. Cap., Gotteskampf auf Gelber Erde. Festgabe zum Silbernen Bischofsjubiläum Sr. Exc. Salvator Petrus Walleser O. M. Cap., usw. (W. A. Unkrig). — *G. J. Ramstedt, A Korean Grammar; Mémoires de la Société Finno-ougrienne 82 (W. A. Unkrig). — 159 Zu den Bildtafeln. — 161—70 Chinesische Zeichen zu den Aufsätzen. Alfred Kühn.

Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde Deel 80 1940:

1 1—14 J. van Baal, Een reis naar het Gab-Gabgebied (Mittlerer Fly-Fluß, Neuguinea). — 15—21 H. K. J. Cowan, A Persian inscription in North-Sumatra (Grabstein-Inschrift aus dem 15. Jahrh.). — 22—33 C. Nooteboom, Vaartuigen van Mandar (Süd-Celebes). — 34—48 K. C. Crucq, De verdwenen kanonnen van het Kasteel van Japara (16./17. Jh.). 49—59 K. C. Crucq, Nog eenige gegevens omtrent de kanonnen te Soerakarta. — 60—77 A. N. J. Th. à Th. van der Hoop, De Megalithische hoofdenzetel oorsprong van den Lampongschen Pepadon. — 78—109 J. L. Moens, Was Pūrṇavarman van Tārumā een saura? (Streitfrage über die Zuweisung einer Bronzefigur). — 110—7 E. du Perron, Multatuli's Saïdjah-lied in het maleis. — 118—21 C. Hooykaas, Het Ganges-zwaard. — 122—5 K. C. Crucq, Aanteekeningen nopens de terminologie gebruikelijk bij oud geschut. — *Franz Boas, General Anthropology. — *R. F. Barton, Philippine pagans. — *Wilhelm Mühlmann, Methodik der Völkerkunde (J. Ph. Duyvendak). — Bibliografische Notities. H. Damm.

Weltwirtschaftliches Archiv 53 1941:

407—31 R. Hüber, Bemerkungen zur Wirtschaftssoziologie Arabiens (I Die Erforschung Arabiens — Grundlagen und Aufgaben. — II. Arabischer Nationalismus und Europäisierung. — III. Die arabische Wirtschaft und die Möglichkeiten ihrer Entwicklung). R. H.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig C 1, Scherlstr. 2. — Druck der August Pries GmbH. in Leipzig. — Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Richard Hartmann, Berlin.